



Leseprobe

Bernhard Hennen
Das Fjordland
Elfenritter 3 - Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 09. August 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

DIE ELFEN-ROMANE:

Die Elfen
Elfenwinter
Elfenlicht
Elfenkönigin

Elfenritter – Die Ordensburg
Elfenritter – Die Albenmark
Elfenritter – Das Fjordland

Elfenlied

Drachenelfen
Drachenelfen – Die Windgängerin
Drachenelfen – Die gefesselte Göttin
Drachenelfen – Die letzten Eiskrieger
Drachenelfen – Himmel in Flammen

Elfenmacht

Schattenelfen – Die Blutkönigin

BERNHARD
HENNEN

ELFENRITTER
DAS FJORDLAND

Dritter Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Vollständig überarbeitete Neuauflage 09/2021

Redaktion: Angela Kuepper

Überarbeitung: Uta Dahnke

Copyright © 2008 by Bernhard Hennen

Copyright © 2021 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Das Illustrat GbR, München
unter Verwendung einer Illustration von Kerem Beyit

Karten und Illustrationen: Andreas Hancock

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-42480-7

Für die Schöne vom großen Fluss

*Andrea: »Unglücklich das Land,
das keine Helden hat.« (...)*
*Galilei: »Unglücklich das Land,
das Helden nötig hat.«*

Aus: »Leben des Galilei«
von Bertold Brecht (1898–1956)

PROLOG

»Wenn ich von Süden komme, in der ersten Morgendämmerung, und die Palasttürme Vahan Calyds als bleiche Schemen aus dem Nebel treten, dann berührt mich ihr Anblick zutiefst. Die mich kennen, würden mich wohl kaum sentimental oder romantisch nennen. Mein Leben zählt nach Jahrhunderten, so wie deines, mein Bruder. Oft war ich in Vahan Calyd, dieser uralten Stadt am Waldmeer, wo Schönheit und Verfall in Harmonie zueinandergefunden haben. Stets plane ich meine Reisen so, dass ich den Hafen gemeinsam mit dem Morgenlicht erreiche. Zwischen Bangen und Hoffen stehe ich am Bug. Ich habe Angst, dass der seltsame Zauber, den die Stadt auf mich ausübt, eines Tages verfliegen sein wird. Du bist ein Krieger, ich eine Heilerin. Den Anblick von Elend und Tod sind wir gewohnt. Wie du habe auch ich gelernt, mein Herz zu verhärten. Mich darf nicht berühren, was ich sehe, mit kaltem Blut vermag ich besser zu helfen. Wenn ich an das Lager eines sterbenden Kindes gerufen werde, werde ich gewiss keine Tränen vergießen. Ich habe zu kämpfen mit jenem Feind, der zuletzt doch immer obsiegt. Dem Tod.

So hart ist mein Herz geworden, dass mich nur noch selten etwas bewegt. Darum ist mir Vahan Calyd so kostbar. Und deshalb verbringe ich zuweilen eine Nacht auf See, nur um den Hafen im ersten Morgenlicht zu sehen.

Nun aber war der Tag gekommen, den ich so lange gefürchtet hatte. Es war der zweite Tag nach dem Fest der Lichter. Im Nebel über den Wassern lagen der Geruch von Rauch und Tod. Und im Wasser sah ich die Rückenflossen der Räuber und Aasfresser, die der Stadt entgegeneilten. Ein Wald von Masten umlagerte Vahan Calyd, und die Banner der blutroten Eiche hingen schlaff von ihnen herab. Die Türme der Stadt erhoben sich wie todwunde Riesen aus dem Nebel. Gezeichnet von klaffenden Wunden, hielten sie sich mit letzter Kraft aufrecht. Ihre Schönheit war zerstört, ihr Stolz gebrochen.

Wir glitten in den Wald der Masten. Der Nebel ließ alles um uns herum seltsam unwirklich erscheinen, wie in einer Traumreise. Er dämpfte die Geräusche und verbarg barmherzig das ganze Ausmaß des Schreckens.

Die stählernen Krallen eines Enterhakens griffen in die Reling. Plötzlich, ohne Vorwarnung. Ein Schemen wurde zu einem Schiff. Und dann kamen sie. Misstrauisch und vorsichtig, wie geprügelte Hunde. Mit gehetztem Blick und fahrigten Bewegungen nahmen sie mein Schiff. Ihre Anführer versuchten ihre Angst zu überspielen. Sie wichen meinem Blick nicht aus, doch ich konnte ihre Furcht riechen. Sie warteten darauf, dass ich ihnen einen Grund lieferte, mir ihre Macht zu zeigen. Ich verharrte still. Und auch ich hatte Angst.

Drei Mal durchsuchten die Menschenkinder mein Schiff, bevor sie uns einen Liegeplatz zuwiesen. Sie nennen sich Ritter, und doch sind sie schamlose Diebe. Sie nahmen alles, was ihnen wertvoll erschien, meinen Schmuck ebenso wie mein Wundbesteck. Und ihr laszives Lächeln verriet, dass sie noch mehr beehrten. Doch die letzten Wälle des Anstands waren noch nicht gefallen. Nie habe ich mich so ohnmächtig, so hilflos gefühlt. Wie konnten die Menschenkinder, die wir in allem zu übertreffen glaubten, so mächtig werden?

Mein geliebtes Vahan Calyd ... Niemals hätte ich mir träumen lassen, dass der Tag kommen könnte, an dem Menschenkinder entscheiden, wann ich den Fuß auf dein uraltes Pflaster

setzen darf. Der Nebel trieb noch immer zwischen den Ruinen, als mich die Ritter ziehen ließen.

Der Stadt hafteten die vielfältigen Gerüche des Todes an, als sei sie ein einziger riesiger Leichnam. War ich in der Stunde meiner Heimkehr in sprachlosem Entsetzen erstarrt, so brachen nun all mein Zorn und meine Trauer aus mir heraus. Ich weinte ... zum ersten Mal seit den Tagen meiner Kindheit. Und als meine Tränen nicht aufhören wollten zu fließen, da erkannte ich, dass mir die Menschenkinder mit all ihrer blinden Zerstörungswut nicht hatten nehmen können, was mein kostbarster Schatz war: Vahan Calyd berührte noch immer mein Herz. Mehr als je zuvor!

So überwand ich das Entsetzen. Und ein Königinnenfalter schenkte mir neuen Mut. Auf seinen Flügeln aus Weiß, Silber und zartem Gelb schwebte er aus dem Nebel, so plötzlich, als habe der Dunst, der wie ein Leichentuch über der Stadt hing, ihn geboren. Er verschwand in torkelndem Flug in der Gruft eines halb verfallenen Tortunnels. Unbeirrt eilte er dem Licht am Ende des finsternen, mit Trümmern gefüllten Gemäuers entgegen. Ich folgte ihm, und er führte mich in den Orchideengarten des Palastturms von Alvemer. Aus dem Dunkel in den Garten zu treten war wie ein Schritt in eine andere Welt. Licht und Farben feierten den Morgen. Das Dach aus Kristall war beinahe unversehrt. Dutzende kleiner Brunnen murmelten eine leise Melodie. Tausende Blüten wetteiferten darum, sich mit den strahlendsten Farben und schmeichelndsten Wohlgerüchen zu schmücken. Die Plünderer, die über den Kadaver der Stadt hergefallen waren, suchten nur Gold und Geschmeide. Diesen Ort hatten sie nicht geschändet.

Jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, habe ich die Besatzung meines Schiffes ausgeschickt, um Verwundete zu suchen, denen noch zu helfen ist. Sie sollen sie hierherbringen. Hier wird nicht allein ihr Leib, sondern auch ihre Seele genesen. Hier zu sein heißt zu wissen, dass die Menschenkinder mit all ihrem Zorn und ihren Kanonen der Welt doch nicht ihre Schönheit zu entreißen vermögen.

Es geht die Kunde, Emerelle sei tot. So oft habe ich mir gewünscht, dass die Mörderin unserer Mutter ein grausames Schicksal ereilen möge. Und nun hoffe ausgerechnet ich, dass diese Nachricht nur ein haltloses Gerücht ist. Die Albenkinder, die überlebt haben, gehen gebeugten Hauptes. Sie fürchten die Menschen. Wagen es nicht, ihren Blicken zu begegnen ...

Ich wünschte, Emerelle wäre hier, um die Gebeugten wieder aufzurichten. Ich vermag zerschlagene Glieder zu heilen, doch den Verzweifelten neue Hoffnung zu geben, das vermag ich nicht. Still verfluche ich die Ritter von der blutroten Eiche. Voller Heimtücke haben sie sich nach Vahan Calyd geschlichen. Möge der Fluch der bösen Tat auf sie zurückfallen. So wie Vahan Calyd in der Stunde seines schönsten Festes fiel, soll das Strafgericht auch sie überraschend und in der Stunde ihres Triumphs ereilen. Ich hoffe auf Emerelle. Welch ein seltsamer, unvertrauter Gedanke ... Sie darf nicht tot sein. Sie muss die Schönheit Albenmarks retten! ...«

BRIEF MORWENNAS AN TIRANU,
DEN FÜRSTEN VON LANGOLLION
VERWAHRT IN DER BIBLIOTHEK DES ROSENTURMS

Die Zauberin sah ihn an. Er konnte es spüren.

Herausfordernd begegnete er ihrem Blick und drückte seine Rechte fest auf den Verband. Sein Geist musste frei sein. Er musste sich Gott öffnen! Sie war ganz ruhig. Sie hatte keine Angst vor ihm.

Seine Wunde schmerzte. Warmes Blut sickerte durch das Leinen und benetzte seine Finger. Luc atmete tief und regelmäßig. Er bemerkte, wie einige der Elfen ihre Schwerter zogen. Sonnenlicht brach sich auf kaltem Stahl.

Luc fühlte sich auf einmal seltsam unbeteiligt. Er war halb in Trance. Tjured war ihm jetzt ganz nah. Alles um ihn herum schien entrückt zu sein. Nichts konnte ihm etwas anhaben.

Ein einzelnes Wort der Zauberin ließ die Elfen innehalten. Sie sprach es nicht laut, und doch war ihre Stimme deutlich zu vernehmen. Sie klang melodisch, auch wenn das Wort unverwechselbar ein Befehl war.

Ihr letzter Befehl, dachte Luc grimmig. Noch ein oder zwei Herzschläge, dann würden sie niedersinken, hingestreckt von göttlicher Macht.

Der junge Ritter spürte, wie Blut seinen Arm hinabbrann und auf seine nackten Füße troff. Die Zauberin kam ihm entgegen. Ohne Eile. Sie ließ ihn nicht aus den Augen. Sie näherte sich ihm wie einem Hund, von dem man nicht wusste, ob er beißen würde.

Luc schloss die Augen. Warum geschah nichts? Sie und diese ganze verfluchte Elfenbrut hätten schon längst tot sein müssen! Lautlos murmelte er ein Stoßgebet. Warum verweigerte Tjured ihm das Wunder der Heilung? Wo war jene Macht, die das Fleisch der Menschen genesen ließ und gleichzeitig die widernatürlichen Geschöpfe Albenmarks vernichtete? Was hatte er getan, dass Gott ihm nicht mehr beistand?

Es war totenstill auf dem Elfensegler. Obwohl Luc die Augen jetzt geschlossen hielt, spürte er, wie alle ihn und die

Zauberin ansahen. Ihm wurde übel. Die Kraft wich aus seinen Beinen. Er wusste, wenn er die Augen öffnete, würde ihm schwindelig werden.

»Bitte, Beschützer aller Gläubigen, bitte, mein himmlischer Vater, hilf! Mein Leben gehört dir. Aber hilf! Bitte, Gott ...«

Die Erkenntnis traf Luc wie ein Schlag. Was war er für ein Narr! Er hätte es besser wissen müssen. Dies war nicht Gottes Welt! Tjured konnte ihm hier, inmitten der Gefilde der Alben, nicht helfen. Er war auf sich allein gestellt!

Luc riss die Augen auf. Die Zauberin hatte ihn fast erreicht. Sie war klein, von zierlicher Gestalt. Und sie war schön ... Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie glaubte wohl, er würde sich fügen wie ein Hund, den man mit einer Wurst köderte.

Die übrigen Elfen standen alle mindestens drei Schritt entfernt. Wenn er schnell und entschlossen handelte ...

Luc spannte seinen Körper an. Er war größer und schwerer als die Zauberin; er würde ihr den schlanken, milchweißen Hals brechen und für immer dieses überhebliche Lächeln von ihren Lippen verbannen.

»Verzeih mir, Gishild«, flüsterte er. Auch wenn die anderen Elfen ihn töten würden, so durfte er die Gelegenheit nicht verstreichen lassen. Diese Ausgeburt der Finsternis, die sich hinter der Maske der Schönheit verbarg, durfte nicht länger leben. Nie wieder würde sie ein Schiff voller Gläubiger in den Abgrund des Ozeans stürzen lassen!

Er sprang auf sie zu. Die Elfe tat einen Schritt zur Seite. Es geschah ohne Hast und mit geradezu tänzerischer Anmut. Ein Schlag traf ihn dicht unter den Rippen. Die Luft entwich seiner Lunge, er taumelte und stürzte.

Was für ein niederträchtiger Zauber war das? Alle Kraft war aus ihm gewichen. Er konnte nicht aufstehen, ja, er bekam kaum noch Luft.

Die Elfe setzte ihren schmalen Fuß auf seine Brust und sagte etwas in beiläufigem Tonfall. Die fuchsgestaltige

Missgeburt war wieder an die Seite der Zauberin geeilt und rief mit schnarrendem Akzent einen Befehl. »Alle Gefangenen stellen sich in einer Linie auf. Sie treten einzeln vor die Königin!«

Luc gaffte die zierliche Elfenzauberin mit offenem Mund an. Das konnte nicht sein ... Die Königin war tot! Zerrissen von den Explosionen, die die fremdartige Hafenstadt der Elfen verwüstet hatten. Er hatte ihre verbogene, blutbesudelte Krone selbst gesehen. Was für eine Intrige war das? Hatten die Albenkinder Honoré getäuscht? Oder versuchten sie nun ihn zu täuschen, damit er falsche Kunde nach Drusna brachte, falls er entkommen sollte?

Ein stämmiger Ruderer mit ersten grauen Strähnen im schwarzen Bart trat vor die Zauberin. Er sah aus wie jemand, der keinem Händel aus dem Weg ging. Sein kantiges Gesicht war vernarbt und rot verbrannt von der viel zu heißen Sonne dieser fremden Welt. Aber jetzt, da er von zwei Elfenkriegern vorgeführt wurde, die zusammen wohl kaum mehr wogen als der stiernackige Ruderer allein, wirkte er ängstlich. Sein Blick war auf das Deck gerichtet.

»Streck deine beiden Hände vor!«, befahl das Fuchsgesicht.

Die Wachen lockerten ihren Griff, und statt die Gelegenheit zu nutzen, der heimtückischen Zauberin die Gurgel zu zerquetschen, hielt der Feigling tatsächlich seine Hände hin.

»Die Handflächen nach oben!«, fuhr ihn der Fuchsmann an.

Der Seemann gehorchte.

Luc bekam nun wieder besser Luft. Doch er ließ sich nichts anmerken. Er verhielt sich ganz ruhig und wartete auf seine Gelegenheit.

Die Zauberin sagte etwas. Worte, die den Ohren schmeichelten, auch wenn ihr Sinn unbegreiflich blieb.

Die Wachen wiesen den Seemann an, zum Vordeck zu gehen.

Der nächste Schiffbrüchige, der ihr vorgeführt wurde, war ein schmalhüftiger Mann. Er verhielt sich nicht so unterwürfig wie der Ruderer. Er forderte die Zauberin mit keiner seiner Gesten heraus, aber er wich ihrem Blick auch nicht aus, als sei er ein geprügelter Hund. Luc glaubte, ihn einmal mit der Bauchbinde eines Offiziers gesehen zu haben, war sich aber nicht ganz sicher. Jetzt trug der Mann nur ein schlichtes Leinenhemd und eine ausgefranste Hose aus gutem Stoff.

Die Elfe blickte nur flüchtig auf seine Handflächen. Mit einem Kopfnicken wies sie ihre Krieger an, den Mann zum Hauptmast zu bringen.

»Fällt es dir leicht zu töten?« Die Zauberin beherrschte seine Sprache fast ohne Akzent. Sie blickte zu ihm hinab. Zunächst war er zu verblüfft, um zu antworten. Sie betrachtete ihn so, wie Kinder einen besonders eigentümlichen Käfer ansehen mochten, den sie unter einem vermodernenden Baumstamm entdeckt hatten.

»Dich würde ich, ohne zu zögern, töten.«

»Halt deine Zunge im Zaum«, fauchte der Fuchsmann. »Du ...« Die Elfe gebot ihm mit einer knappen Geste zu schweigen.

»Ich weiß, dass du noch immer hoffst, mich ermorden zu können, Luc. Doch das war nicht, wonach ich gefragt habe.«

Dass sie seinen Namen kannte, versuchte er damit abzutun, dass sie eine Zauberin war. Er antwortete ihr aus Trotz nicht. Und weil er nicht genau wusste, was er darauf hätte sagen sollen.

»Dein Schweigen ist auch eine Antwort.«

Obwohl sie so klein und zierlich war, dass sie auf den ersten Blick harmlos wirkte, lag etwas in ihren rehbraunen Augen, was Luc erschauern ließ. Es waren Augen, die ungeheuerliche Dinge gesehen hatten. Kalt und wissend. »Ich habe keinerlei Skrupel mehr zu töten, sei es mit kaltem Stahl, sei es durch meine Befehle. Ich bin der Schild

Albenmarks und sein Schwert. Wer den Meinen Böses tut, der hat von mir keine Gnade zu erwarten. Ich erkenne euch an euren Händen. Wer einem Schiff dient, dem haben die Jahre an Bord Schwielen an beiden Händen eingebracht, denn mit beiden Händen muss zupacken, wer sein Brot mit ehrlicher Arbeit verdient. Wer sich aber dem Schwerte verschrieben hat so wie du, Luc, der hat nur an einer Hand Schwielen. Dein Orden nennt sich die Neue Ritterschaft, doch mit ritterlichen Tugenden beschwert ihr euch im Kampf gegen Albenmark schon lange nicht mehr.« Ihre Augen verengten sich, während sie ihn unvermindert ansah. »Niemand im Umkreis von zweihundert Schritt um die beiden Schiffe, die sich im Schutze der Nacht in meinen Hafen geschlichen haben, hat überlebt. Euch war es egal, ob Frauen oder Kinder starben. Keiner, der in jener Nacht auf meinem Schiff zu Gast war, ist noch am Leben. Nur mich vermochtet ihr nicht zu töten. Ich bin Emerelle, die Herrscherin Albenmarks, und man sagt mir nach, dass ich ein kaltes Herz habe. Kannst du gut schwimmen, Luc?«

Er würde ihr nicht antworten! Sie war die Herrscherin der Lügen. Sie war das Böse. Jedes ihrer Worte war wie Gift. Man musste sich ihnen verschließen!

Die Zauberin blickte die Reihe der Gefangenen entlang. »Seht die Male in euren Händen, und ihr wisst, wem ich freies Geleit in seine Welt gewähre. Ihr anderen aber werdet eurem Glück vertrauen müssen. Keiner der Meinen wird eine Waffe gegen euch erheben. Zweihundert Schritt, das war der Bannkreis des Todes. Wer dort weilte, für den gab es keine Hoffnung, und auch jenseits dieser Grenze wurde noch hundertfach gestorben. Zweihundert Schritt werdet ihr morgen dort schwimmen müssen, wo euer Hass keine Schranken mehr kannte. Wer das Ufer erreicht, ist frei.«

Luc sah, wie einige der Männer schmunzelten. Zweihundert Schritt in ruhigem Hafenwasser zu schwimmen war keine Kunst.

»Ich habe gehört, du wurdest mit einer Glückshaut auf dem Kopf geboren, Luc.« Die Elfe sah ihn an, und ihr Blick war wie Eis. »Du wirst all dein Glück gebrauchen können. Du schwimmst morgen als Erster.«

die Zeit war, in der Vahan Calyd vor Leben überquoll. Nicht einmal einen ganzen Mond dauerten die Festlichkeiten, und sie wiederholten sich auch nur alle achtundzwanzig Jahre. In der Zwischenzeit wurden die meisten Paläste von einigen wenigen Bediensteten gehütet. Dann waren in den Straßen der Stadt mehr verirrte Winkerkrabben als zweibeinige Bewohner anzutreffen ...

Doch zum Krönungstag fanden der Adel und Schaulustige aus ganz Albenmark sich in der Stadt ein, um das Fest der Lichter zu feiern. Ahtap hätte niemals geglaubt, dass die Ritter es hierher schaffen würden. Er hatte sich nichts dabei gedacht, als er Leon und später Honoré von dem Fest erzählt hatte. Menschen konnten nicht nach Albenmark gelangen! Und als er das Tor geöffnet hatte, war er immer noch davon überzeugt gewesen, die Zaubermacht der Königin könne die Schiffe der Menschen mit Leichtigkeit vernichten, wie es letztlich ja auch geschehen war. Nur was sich hier ereignet hatte ... Ein Kloß, groß wie seine Faust, saß ihm im Hals. Er hatte nicht geahnt, was kommen würde! Aber das machte es nicht besser. Er war genauso am Tod dieser Albenkinder hier schuld wie die Kapitäne, die die beiden großen Schiffe in den Hafen gesteuert hatten. Ob Emerelle das ahnte? Hatte sie deshalb darauf bestanden, dass er bei den Hinrichtungen anwesend sein sollte?

Ahtap vermied es, zum Wasser hinabzusehen. Warum veranstaltete die Königin dieses unwürdige Schauspiel? Der Lutin blickte zu den zerstörten Kais. Dort stand die Antwort. Zu Tausenden waren sie gekommen. Viele trugen schmutzige Verbände.

Ahtap musste sich unwillkürlich kratzen. Vahan Calyd war kein guter Ort, um sich zu verletzen. Überall wimmelten Insekten. Grässliche Viecher, deren Namen er nicht kannte. Kreaturen mit viel zu vielen Beinen und widerlichen Beißwerkzeugen, die ihren Weg zwischen Mullbinden und Bandagen aus Leinen hindurch fanden. Angelockt

vom Geruch von Blut und Verwesung. Vom Schweiß, den Hitze und Schmerz aus den Poren trieb. Er sah einen Schatten durch das trübe Wasser gleiten. Nicht nur Insekten wurden davon angelockt.

Emerelle hätte sie auch einfach an den Rahen aufknüpfen lassen können. Wenn man sie langsam hochzog, sodass der Henkersknoten ihnen nicht das Genick brach, dann tanzten sie noch eine Weile. Ihre Beine zuckten hilflos in der Luft. Das wäre Spektakel genug gewesen.

Die Königin kam vom Bug, wo sie sich mit einigen Elfenkriegern in weißen Leinenrüstungen unterhalten hatte. Sie erweckte nicht den Anschein, dass ihr das, was nun kommen würde, zu schaffen machte.

Ahtap senkte den Blick. Er hatte Angst, dass sie erraten würde, wie viel Schuld er an dem trug, was geschehen war. Bislang hatte sie ihm keine Fragen gestellt.

Die Königin sagte irgendetwas zu den drei großen Trollen, die mittschiffs nahe beim Hauptmast warteten. Die grauhäutigen Hünen antworteten mit einem derben Grunzen. Einer von ihnen streckte und krümmte seine knotigen, grauen Finger.

Ahtap dachte an seine Zeit im Kerker der Ordensburg und an Nhorg, den die Jahre der Gefangenschaft den Verstand gekostet hatten. Immerzu hatte der Kerl von Essen geredet ... Er hatte wohl so ziemlich alles gegessen, was man sich vorstellen konnte. Und etliche Dinge, von denen Ahtap bis dahin nicht einmal im Entferntesten gedacht hatte, dass jemand auf die Idee kommen könnte, sie zu verschlingen. Ihm klangen noch Nhorgs Worte in den Ohren. *Fell kitzelt auf der Zunge. Ich fresse gern Viecher mit Fellhaut.*

Der Lutin kratzte sein dichtes Halsfell. Nie hatte er sich aus der Türnische des Kerkers gewagt. Das war der einzige Ort außerhalb der Reichweite des angeketteten Trolls gewesen. Und wenn er eingeschlafen war, dann hatte Ahtap stets Angst gehabt, in einem unruhigen Traum auf dem leicht

abschüssigen Boden zur Mitte der Kerkerzelle zu rollen. Oder sich einfach nur einen Zoll zu weit in Richtung des Trolls zu bewegen, um in dessen Klauenhänden zu erwachen und zu wissen, dass Nhorg gleich noch einmal das Kitzeln von Fell an seinem Gaumen spüren wollte. Es war die verfluchte dritte Prophezeiung der Apsara gewesen, die ihn im Kerker so oft aus seinen Träumen gerissen hatte. Eines Tages würde er gefressen werden, so hatte sie geweissagt, als er sie nach seiner Zukunft befragt hatte.

Emerelle kam jetzt in seine Richtung. Sie will nur zum Achterdeck, versuchte er sich vorzumachen. Er hatte sie aus den Augenwinkeln gesehen und wagte es nicht, sie direkt anzublicken. Er schwitzte jetzt stärker. Und er roch den stechenden Gestank der Angst. Das würde ihr nicht verborgen bleiben. Elfen entging nichts. Am allerwenigsten ihr.

»Bringt sie hoch! Alle auf einmal.« Sie sprach leise, aber mit einer Stimme von durchdringender Kälte.

Ahtap ballte die Fäuste. Er durfte jetzt nicht zu zittern anfangen!

»Erstaunlich, wie viele gekommen sind, um zuzusehen«, sagte die Königin nun in leichtem Plauderton.

»Ja.« Es kostete den Lutin größte Anstrengung, nur dieses eine Wort hervorzubringen. Nichts anmerken lassen, ermahnte er sich stumm.

Emerelle sog hörbar die Luft ein. Wollte sie, dass er wusste, dass sie seine Angst bemerkt hatte? Er blickte zum Ufer. Es konnte belanglose Gründe geben, warum die Königin tief einatmete. Vielleicht mochte sie ja den Geruch des Hafens? Unsinn! Niemand mochte den Geruch nach verwesendem Fleisch, außer vielleicht Trolle.

Die Gefangenen wurden an Deck gebracht. Sie sahen elend aus. Keiner leistete den Wächtern Widerstand. Sie alle waren hier im Hafen gewesen. Sie wussten, was sie erwartete.

»Den Jungen zuerst«, sagte Emerelle.

Ein Troll trat vor, doch es war keine Gewalt nötig. Der junge Ritter trat freiwillig an die Reling. Er sah zu ihnen.

Ahtap war sich immer noch nicht ganz sicher, was er von dem Jungen halten sollte. Er hatte Honoré im Rabenturm besucht und war sofort empfangen worden. Ein Privileg, das keineswegs allen Rittern der Bluteiche zuteilwurde. Er musste auf irgendeine Art wichtig sein. Auch glaubte er, ihn in Valloncour gesehen zu haben. Gestern hatte er befürchtet, dass der junge Ritter über jene geheimnisvolle Macht verfügte, die einst Nhorg auf so grausame Weise getötet hatte. Jene Macht, die Ahtap nur einen kurzen Augenblick zu spüren bekommen hatte. Ein Augenblick, der doch lang genug gewesen war, ihn für immer zu verändern. Diese Spanne von kaum ein paar Herzschlägen hatte eine Angst in ihn gepflanzt, die tiefer ging als die Furcht vor dem verrückten Troll oder vor der Prophezeiung der Apsara. An jenem Tag war sein Fell weiß geworden. Er war innerlich zerbrochen.

Als damals der einäugige Primarch zu ihm gekommen war, hatte er keinen Widerstand mehr geleistet. Er hatte zu reden begonnen. Der Lutin blickte zu der zerstörten Hafencity. Besser, er wäre gestorben.

Gestern hatte er geglaubt, der Junge gebiete über die geheimnisvolle Macht. Er hatte so entschlossen gewirkt. Ahtap war sich sicher gewesen, dass der Kerl alle Albenkinder an Bord töten wollte. Aber nichts war geschehen! Der Ritter war lediglich auf Emerelle zugegangen und hatte dabei seine Hand auf den Verband gepresst. Er hatte auch keine Waffe bei sich gehabt. Vielleicht war er einfach nur durcheinander gewesen.

Jetzt wirkte der Junge sehr gefasst. Er trug ein langes, weißes Hemd, sonst nichts. In der Hand hielt er einen Brief. Er blickte zur Königin.

»Komm zu mir!«, sagte Emerelle in der Zunge der Menschenkinder und bedeutete den Trollen mit knapper Geste, ihn gewähren zu lassen.

»Ich bitte nicht um Gnade«, sagte der junge Ritter trotzig. Er hatte Mühe, seine Stimme unter Kontrolle zu halten. Sie klang heiser. »Darf ich einem unserer Männer, die zurückkehren werden, diesen Brief mitgeben?«

Ahtap sah zur Königin auf. Sie zögerte einen Augenblick. Dann nickte sie. »Dein Wunsch sei dir gewährt, Menschensohn«, erwiderte die Königin mit warmer Stimme. Hätte sie an einem anderen Ort als diesem gesprochen, man hätte ihre Worte für herzlich halten können.

Der junge Ritter ging zu den Seemännern hinüber, die dazu verdammt waren, dem Spektakel beizuwohnen. Er drückte einem großen Kerl mit grauen Fäden im Bart den Brief in die Hand und flüsterte ihm hastig einige Worte zu. Dann kehrte er zur Königin zurück; er wirkte erleichtert. »Darf ich den letzten Schritt selbst tun?«

»Eine Frage der Ehre, nehme ich an.« Emerelles Antlitz zeigte keine Regung. Im grellen Licht der Mittagsonne wirkte es ebenmäßig und alterslos.

Sie trat zur Seite. »Dann zeig uns, wie ein Menschenritter stirbt.«

Ahtap erinnerte sich, dass die Königin den Jungen gestern Luc genannt hatte. Woher kannte sie dessen Namen? Wie weit reichte ihre Macht? Blieb ihr nichts verborgen? Er verschränkte die Hände hinter dem Rücken, damit sie nicht zitterten, doch seine nervös zuckende Rute vermochte er nicht zu beherrschen. Was wusste Emerelle über ihn? Darüber, dass er es war, der das Unheil nach Albenmark gebracht hatte?

Luc stieg auf die Reling und wurde mit einem Johlen vom Ufer begrüßt.

»Stoßt ihn endlich hinab«, brüllte ein Minotaur mit blutigem Kopfverband, dem eines seiner Hörner fehlte.

Der Junge tat den letzten Schritt allein. Er stürzte ins dunkle Wasser und begann mit ruhigen, kräftigen Zügen zu schwimmen.

Ahtap folgte ihm gebannt mit Blicken, obwohl er gar nicht sehen wollte, was nun geschehen würde. Er wusste um die dunklen Schatten im Wasser. Und dann erschien die erste gelbschwarze Finne. Sie schnitt einen Keil in das brackige Hafengewasser, dessen Spitze genau auf den Jungen wies.

Luc bemerkte die Gefahr. Er änderte die Richtung und hielt auf einen riesigen Marmorklotz zu, den die Explosion ins Hafenbecken geschleudert hatte. Auf halbem Weg zum Kai erhob er sich aus der schwachen Dünung.

Ahtap hielt den Atem an. Mit ein bisschen Glück könnte der Junge es schaffen. Die Bestie kam schnell näher, aber Luc hatte den Marmorklotz fast erreicht!

Auf den Kais war es still geworden. Nur wenige feuerten mit ihren Rufen die Bestie an.

Luc streckte den Arm aus. Seine Hand tastete über den geborstenen Marmor.

Ahtap konnte sehen, wie sich die Schultermuskeln des Jungen spannten. Die Bestie war noch fast zwanzig Schritte entfernt! Er würde es schaffen.

Plötzlich glitten die Hände ab. Blankes Entsetzen lag in den Zügen des Jungen. Sein Mund klaffte auf, als wolle er schreien. Dann war er im trüben Wasser verschwunden.

Ahtap traute seinen Augen nicht. Der Hai war immer noch nicht ganz bis an den Marmorklotz heran.

Die dunkle Wolke im Wasser tilgte alle Zweifel. Zu viele Räuber und Aasfresser tummelten sich seit dem Unglück im Hafen von Vahan Calyd. Irgendetwas hatte im tiefen Wasser gelauert und den Jungen geschnappt.

Rot umspülte das Hafengewasser den Marmorblock, und ein feines Blütenmuster zeichnete sich auf dem behauenen Stein ab. Ahtap wurde übel.

»Als Nächstes den Capitano, der die Mörder hierhergebracht hat!« Emerelle sprach nun wieder in der Zunge Albenmarks. Zwei Trolle ergriffen einen der Gefangenen, die sich in stummem Entsetzen eng aneinanderdrängten.

Die Hünen packten den Menschensohn bei Armen und Beinen und schleuderten den Capitano dorthin, wo die Blutwolke durch das Wasser trieb.

Hilflos mit Armen und Beinen rudern und einen gellenden Schrei auf den Lippen, flog der Schiffsführer durch die Luft.

Immer mehr Rückenflossen erschienen im Wasser. Dort, wo der Mensch aufschlug, schäumte es vor Bewegung. Sofort wurde er hinabgerissen.

Schon schleuderten Emerelles Henker ihr nächstes Opfer in die See. Jubelrufe begleiteten das unwürdige Spektakel. Ahtap wollte sich verkriechen, aber seine Beine versagten ihm den Dienst. Wie unter einem Zauberzwang war er unfähig, den Blick von dem blutigen Gemetzel zu lassen. Die Brust war ihm eng geworden. Emerelles letzte Worte hallten in seinem Kopf nach. Waren sie zufällig so gewählt? Durfte er hoffen, dass sie nicht wusste, was er getan hatte? Oder sollte er sich hier und jetzt bekennen? War das klug? Was sollte er nur tun?

»Du warst lange fort, Ahtap«, sagte Emerelle.

Der Lutin wollte etwas antworten, aber er brachte nur ein heiseres Räuspern zustande.

»Wusstest du, dass Nathania zu den Toten des Festes der Lichter gehörte?«

Ahtap keuchte. Seine Beine gaben nach. Er sank an der Reling in sich zusammen. Nathania! In den dunkelsten Stunden seiner Gefangenschaft hatte der Gedanke an Nathania ihm Kraft gegeben. Sie war eine Lutin, so wie er. Eine Späherin Emerelles. Erfahren darin, den trügerischen Pfaden der Alben zu folgen. Vor langer Zeit hatte Ahtap ihre Liebe verspielt. Aber er hatte die Hoffnung nie aufgegeben, dass er sie eines Tages zurückgewinnen könnte.

»Wie?«, brachte er schließlich hervor.

»Ich weiß es nicht. Ihr Name stand auf den Totenlisten,

die man mir gebracht hat. Lange Listen, Ahtap. Du solltest sie dir auch einmal ansehen.«

Er blickte zu Emerelle auf. Sie wusste es, er konnte es in ihren Augen sehen. Voller Verachtung waren sie.

»Nathania.« Er versuchte sich an ihr Gesicht zu erinnern, doch es wollte ihm nicht gelingen. Nur ihren Geruch hatte er noch deutlich in der Nase. Ihr Pelz hatte nach Herbstwald gerochen und nach Pilzen. Tränen standen ihm in den Augen. Er richtete sich auf. Er hatte sich bei ihr entschuldigen wollen ... Dass ihre Liebe zu ihm noch einmal entflammen könnte, hatte er nicht wirklich gehofft. Es hätte ihm genügt, wenn sie ihn verstanden hätte.

Ahtap zog sich an der Reling hoch. Der Handlauf war so breit wie eine Elfenhand. Es war leicht, darauf zu balancieren. Er drehte sich um und sah zu Emerelle. Jetzt war er fast auf Augenhöhe mit ihr.

»Ich habe es nicht gewollt«, sagte er sehr leise.

»Erwartest du mein Mitleid?«

Nein, dachte der Lutin. Er erwartete gar nichts mehr. Was er getan hatte, war nicht zu entschuldigen.

Emerelle stand reglos. Sie hätte die Hand ausstrecken können, um ihn zu halten. Schöne Augen hatte sie, dachte Ahtap. Braun, fast wie das Fell eines jungen Rehkitzes. Wieder dachte er an Nathania. Daran, wie sie früher zusammen durch die Wälder gestreift waren. Er vermisste den Alten Wald im Herzland. Das Fest der Silbernacht. Zweimal war er dort mit Nathania gewesen.

Ahtap machte einen Schritt zurück. Er musste an die Apsara denken, die er im Turm der mondbleichen Blüten besucht hatte. Sie war wirklich eine gute Wahrsagerin gewesen. Jetzt würde sich auch ihre dritte Prophezeiung erfüllen.

Das Wasser verschlang ihn, und er unternahm erst gar nicht den Versuch, zum Ufer zu schwimmen.

Dächer waren eingestürzt. Gerippe aus schwarzen Balken ragten über die Ruinen. Vor einer Woche hatte es im Tal eine Schlacht gegeben. Und jeder Ort, an dem Widerstand geleistet wurde, wurde nach den Kämpfen den Truppen zum Plündern überlassen.

Gishild wusste, dass in einer Bodensenke im Süden des Tals Dutzende unbestatteter Leichen lagen. Auch jetzt sah man dort noch Raben kreisen. Die Ritterschaft vom Aschenbaum hatte das Kommando in diesem Feldzug. Und sie führten den Krieg mit unbarmherziger Härte. Tote Feinde wurden nicht bestattet. Gefangene überließ man den Fragenden, die auf ihren Folterbänken auch den tapfersten Mann dazu brachten, seine Freunde zu verraten.

Fast in der Mitte des Tals lag Eisenwacht. Gefangene arbeiteten an den Schanzwerken aus Erde. Rings um das Lager wurde ein tiefer Graben ausgehoben. Nach Süden hin waren die Befestigungen noch im Bau. Der Graben war nicht vollendet. Im Wall gab es direkt neben dem Tor eine breite Lücke, die notdürftig mit Schanzkörben verbarrikadiert war. Dazwischen standen einzelne Bronzeschlangen. Die meisten der Geschütze waren jedoch entlang des Nordwalls in Stellung gebracht und wachten über den Eingang zum Tal.

Mehr als dreihundert Schritt maßen die Erdwälle an den Seiten des Lagers. Sie schützten lange Reihen von Zelten aus vergilbtem Leinen. Ein Zug von vierzig großen, von Kaltblütern gezogenen Planwagen war vergangene Nacht im Lager eingetroffen. Dort warteten sie auf die Verstärkung ihrer Eskorte, bevor sie zur Spitze der Armee vorstoßen konnten, die auf die Hafenstadt Haspal vorrückte.

Endlose Reihen aus Fässern und Kisten türmten sich entlang der Lagerstraßen. In großen Zelten wurden Säcke mit Korn, Bohnen und Linsen verwahrt sowie andere Güter, die es vor dem Regen zu schützen galt. Der Orden vom Aschenbaum führte einen glänzend organisierten Feldzug. Ihnen mangelte es an nichts.

Gishild streckte sich. Ihre Rüstung klirrte leise, sie war ihr ein wenig zu groß. Der Capitano, dem sie einmal gehört hatte, war breiter und muskulöser als sie gewesen. Sie spürte, wie der Schweiß sich unter ihren Achseln sammelte. Auch der Orden vom Aschenbaum hatte inzwischen mehrere Schwadronen berittener Pistoliere aufgestellt. So wie ihre Vorbilder von der Neuen Ritterschaft trugen sie geschwärzte Rüstungen, was während der Sommerhitze eine Qual war.

Gishild hatte ihren Helm abgenommen. Ihr Haar war strähnig und fettglänzend. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie sich zum letzten Mal gewaschen hatte. Das Jahr war schlecht gelaufen für sie. Die Übermacht der Tjuredkirche war zu erdrückend. Die Provinz Leal war der letzte Zipfel Drusnas, der noch nicht von den Kirchentruppen überrannt worden war. Das Frühjahr und der Sommer hatten elf blutige Schlachten und zahllose Scharmützel gebracht. Sieben Siege hatten sie davongetragen, aber sie vermochten ihre Verluste nicht mehr zu ersetzen. Selbst wenn sie siegten, mussten sie sich anschließend vor den Truppen der Kirche zurückziehen. Die Entscheidung um Drusna war gefallen. Immer mehr Adlige traten offen auf die Seite der Tjuredkirche. Jetzt ging es nur noch darum, jene, die sich nicht unterwerfen wollten, über den Hafen von Haspal zu evakuieren und ins Fjordland zu bringen.

Eine offene Feldschlacht gegen die Kirchentruppen konnten sie nicht mehr wagen. Trotz der Unterstützung durch Albenmark fehlte es ihnen an Kriegern. Die schlagkräftigsten Truppen, die Gishild noch zur Verfügung standen, verbargen sich hinter ihr im Wald. Es waren ihre Mandriden, die in den Rüstungen von getöteten Schwarzreitern steckten, Fürst Tiranus Schnitter und eine Horde von Kentauren aus Dailos. Sie waren ein zwielichtiger Haufen, und ihr Anführer, Appanasios, erinnerte mehr an einen Strauchdieb als an einen Reiterführer, wie Gishild sie aus ihrer

Zeit bei den Ordensrittern kannte. Er hatte ungepflegtes schwarzes Haar und einen üppigen Vollbart. Über seiner braun gebrannt muskulösen Brust spannte sich ein Lederbandelier, in dem mehrere Radschlosspistolen steckten. Und das, obwohl Emerelle ihren Albenkindern den Gebrauch von Schwarzpulverwaffen streng untersagt hatte. Zusätzlich hatte er einen Köcher mit Pfeilen um die Hüften geschmalt, aus dem ein kurzer Reiterbogen ragte. Über seiner rechten Schulter war der Griff eines Langschwertes zu sehen. Die Narben auf Brust und Armen wiesen Appanasios als erfahrenen Kämpfer aus. Gishild wusste, dass sich der Kentaur und ihr Gatte bestens verstanden. Das war keine Empfehlung!

»Wann schlagen wir los?«, fragte Tiranu ungeduldig.

Gishild blickte in die Runde ihrer Befehlshaber. Nur der Elf und Appanasios schienen den Kampf nicht abwarten zu können. Ihre Mandriden wirkten so erschöpft, wie sie sich fühlte. Doch der Angriff musste glücken! Wenn das Vorratslager brannte und die Versorgungslinie unterbrochen war, würde die Armee der Kirche ihren Vormarsch auf Haspal einstellen. So konnten sie für die Stadt ein paar Tage gewinnen. Im günstigsten Fall sogar eine Woche.

»Königin?«

Gishild blickte zu Tiranu.

»Worauf warten wir, Herrin?« Der Elf gab sich keine Mühe, respektvoll zu erscheinen.

»Wir warten darauf, dass die Sonne uns den Sieg erleichtert. Wir sind im Schatten der Bäume vor der ärgsten Hitze geschützt. Die Wachen auf den Erdwällen braten jetzt in ihren Rüstungen. Sie werden weniger aufmerksam sein. Meine Mandriden sind keine Ordensreiterei. Dazu gehört mehr, als die Rüstungen von Schwarzreitern zu tragen. Wir können nur hoffen, dass die Wachen nicht so genau hinschauen, wenn wir unbehelligt bis zum Graben kommen wollen.«

Tiranu bedachte sie mit einem Blick, als sei sie ein störrisches Kind und keine Königin. »Wir werden nicht ewig unentdeckt bleiben«, sagte er dann mit einem Achselzucken, wendete sein Pferd und kehrte zu seinen Schnittern zurück.

Appanasios Pferdeschweif peitschte unruhig.

»Was?«, fuhr Gishild den Kentauren an.

»Ich denke auch, wir sollten es hinter uns bringen. Wenn wir zu lange warten, werden sie die Wachen ablösen.«

»Ich kenne sie. Ich habe viele Jahre unter ihnen gelebt. Die Wachablösung ist immer zur dritten Mittagsstunde. Sie haben in allem, was sie tun, ihre strenge Ordnung, deshalb sind sie so verdammt erfolgreich.« Gishild musste sich beherrschen, um keine Bemerkung über die undisziplinierten Truppen Drusnas zu verlieren oder gar über Kentaurenhorden, die die halbe Zeit über besoffen waren.

Appanasios' Zähne blitzten durch seinen dichten, schwarzen Bart. »Ich wette, ich weiß, was du jetzt denkst, Königin. Aber sei's drum ... Das Einzige, was mir Sorgen macht, ist, dass unsere Feinde dich vielleicht inzwischen genauso gut kennen wie du sie. Wenn du weißt, wie sie denken, weil du so lange unter ihnen gelebt hast, dann gilt das auch umgekehrt. Es wird dir immer schwerer fallen, sie zu überraschen. Es sei denn, du gebärdest dich plötzlich wie eine ungewaschene Barbarin, die einen feuchten Pferdefurz auf die Regeln der Kriegskunst der Ritterorden gibt. Verschwende einmal einen Gedanken daran, Königin.« Der Kentaure trabte davon und verschwand zwischen den Bäumen.

Eine leichte Brise fuhr in die Baumkronen. Tausende gleißende Lichtpunkte tanzten über den Waldboden. Unter den verbliebenen Anführern herrschte betretenes Schweigen. Sie alle kannten Gishilds aufbrausendes Temperament.

Erek räusperte sich.

Sie sah ihren Mann an. Er hatte sich gestern den Bart abrasiert, um in der ersten Reihe der Schwarzreiter an ihrer

Seite zu sein. Mit seinem zu Zöpfen geflochtenen Bart wäre er schon von Weitem aufgefallen. Wangen und Kinn waren weiß wie der Bauch eines toten Fisches, während der Rest seines Gesichts von der Sonne verbrannt war. Er sah gut aus mit dem kantigen Kinn und dem entschlossen wirkenden Mund. Ungehobelt, geradeheraus und ein bisschen einfältig, war er so ganz anders als Luc. Sie würde ihn niemals lieben!

»Und was bedrückt dich, mein Gemahl?«

Erek lächelte kurz, weil sie ihn so nannte. Ironie war ihm völlig fremd. »Ich habe mir das Lager lange angeschaut. Ich glaube, die Erdwälle sind zu hoch.«

Gishild atmete tief ein. Sie sollte sich im Zaum halten! Wenn sie ihn zu abfällig behandelte, dann würde sie auch sich damit schaden. Die meisten Fjordländer hatten sehr altmodische Vorstellungen von dem Verhältnis zwischen Männern und Frauen. »Wir werden dort angreifen, wo eine Lücke im Wall ist. Es schert uns nicht, wie hoch er dort ist, wo er vollendet wurde.«

Erek machte eine Geste, als wolle er über seinen Bart streichen, verharrte aber mitten in der gewohnten Bewegung, als er ins Leere griff. »Da hast du natürlich recht. Trotzdem sind die Wälle zu hoch. So viel Erde können sie unmöglich allein aus den Gräben haben, die sie davor gezogen haben. Ich kenn mich da aus. Ich hab wochenlang an den Schanzen von Firnstayn mitgeschuftet. Über Erde weiß ich jetzt fast so viel wie ein ungewaschener Bauer.«

Er grinste, aber Gishild erwiderte sein Lächeln nicht. Sie hielt nicht viel davon, dass ihre Kriegerjarle auf die einfachen Bauern und Fischer herabsahen. Wenn der Kampf um das Fjordland begann, würde sie jeden Mann brauchen, der eine Waffe halten konnte. Da war so eine Überheblichkeit nicht angebracht.

»Worauf willst du hinaus?«

»Irgendwo in dem Lager gibt es ein großes Loch. Und es beunruhigt mich, dass ich es nicht sehe.«

Gishild seufzte innerlich. »Sie werden Latrinen ausgehoben haben.«

»Nein, es muss ein größeres Loch sein«, beharrte Erek.

Wieder ließ ein Luftzug die Blätter rauschen. Flirrendes Licht blendete Gishild. Und plötzlich ergriff sie eine tödliche Kälte. Sie war tief in ihr. Von einem Herzschlag zum anderen. Die Ahnung kommenden Unheils wie damals, als ihr Vater von den Ordensrittern betrogen worden war und man sie entführt hatte.

»Geht es dir nicht gut, Herrin?«, fragte Sigurd, der Hauptmann ihrer Mandriden.

Sie winkte ab, doch ihre Hand zitterte leicht. Sie musste an Luc denken. Plötzlich fühlte sie sich ihm so nah, als stünde er neben ihr.

Gishilds Blick wanderte über die alten Bäume. Gestern hatten sie eines der Waldheiligtümer der Drusnier passiert. Einen Geisterwald, wo man Gesichter in die Bäume geschnitten hatte und hoch im Geäst zwischen Windspielen die Toten bestattete. Ihre Verbündeten, die Drusnier, glaubten, dass die Geister der Toten mit dem Wind ritten und die Windspiele aus Holz und Messing ihnen eine Stimme verliehen. Man musste nur genau hinhören, dann konnte man ihre Botschaften vernehmen.

Die feinen Härchen auf ihrem Handrücken richteten sich auf. Wieder raschelte das dichte Laubdach über ihnen. Gab es einen Toten, der ihr eine Botschaft schicken wollte? Eine Warnung vielleicht? Sie musste an Lucs Liebesschwüre denken. So oft hatte er ihr versprochen, dass er ihr beistehen würde. Wäre er jetzt doch nur hier! Ob ihm etwas zugestoßen war?

Sie atmete tief ein. Das war abergläubischer Unsinn!

Gishild zitterte leicht. Wieder musste sie an den heißen Sommertag denken, der jener Nacht vorausgegangen war, in der die Ordensritter sie geraubt hatten. Auch damals hatte sie diese Kälte gespürt.

Sie hob energisch den Kopf. Nichts war mehr so wie früher! Sie hatte leichtes Fieber, das erklärte die Kälte. Ein Sommerfieber ...

Ihr Blick streifte Erek, und sie musste unwillkürlich schmunzeln. Ohne seinen üppigen Bart sah er fremd aus. Fremd, aber wirklich nicht schlecht. Er gab sich Mühe, ihr zu gefallen. Man könnte ihn so tatsächlich für einen echten Pistolier halten. Gishild wusste, welches Opfer es für einen Fjordländer bedeutete, sich von seinem Bart zu trennen. Es würde mindestens zwei Jahre dauern, bis er wieder so aussah wie noch gestern Nachmittag. Und all das hatte er nur getan, um an ihrer Seite reiten zu können.

Sie betrachtete das Lager am Talgrund. Die Fahne am hohen Fichtenmast in der Mitte des Lagers hing schlaff herab. Dort stand der Wagenzug. An drei Seiten des Platzes waren die Planwagen ordentlich aufgereiht. Niemand zeigte sich zwischen den Zelten. Nur auf den Erdwällen waren ein paar Wachen zu sehen. Wer konnte, hatte sich vor der Mittagshitze verkrochen.

Sie seufzte leise. Im Grunde hatten ihre Verbündeten recht. Es war ganz gleich, ob sie jetzt angriffen oder in zwei Stunden. Sie winkte Erek.

»Reite zu Fürst Tiranu und sag ihm, er soll sich mit seinen Schnittern bereit machen. Wir greifen an!«

Einen Herzschlag lang war Corinne versucht, ihm die Wahrheit zu sagen. Aber das kam natürlich nicht in Frage. Noch brauchten sie diesen Mistkerl. »Ich dachte daran, was für launische Wege der Krieg doch geht, dass wir heute unseren treuesten Verbündeten darum bitten müssen, unsere größte Feindin zu retten. Das ist schon ein wenig grotesk, nicht wahr?«

Der Bojar runzelte die Stirn. Seine Faust schloss sich fester um den prallen Lederbeutel in seiner Linken, sodass die Goldstücke darin leise klirrten. »Was soll ich tun?«

Corinne deutete auf das kleine Modell aus Erde, das sie gebaut hatte, während sie auf den Verräter gewartet hatte. Sie hob den langen Eschenstecken auf, den sie bereitgelegt hatte. Dann erläuterte sie ihm alles, was sie über das Vorratslager Eisenwacht wusste. Nur dass Louis de Belsazar, der neue Komtur von Drusna, persönlich anwesend war, verschwieg sie wohlweislich. De Belsazar hatte den Ruf, verschlagen und gnadenlos zu sein. Und obwohl er ein Fanatiker war, vermochte er kühl zu planen. Wenn der Bojar wusste, dass Belsazar dort unten war, würde er sich vielleicht zu Dummheiten hinreißen lassen. Sein Tod würde den Orden vom Aschenbaum tief treffen, aber heute war nicht der Tag dazu. Es galt allein, Gishild davon zu überzeugen, nicht anzugreifen. Und dazu reichte es, dass der Bojar ihr erzählen konnte, *was* sie im Lager Eisenwacht erwartete. *Wer* sie dort erwartete, war von untergeordneter Wichtigkeit.

Der Bojar räusperte sich und spuckte dann auf den Platz, der die Mitte des Lagers markierte. Den Ort, wo die Planwagen aufgefahren waren.

»Da wird sie selbst mit ihren Elfen und Trollen nicht mehr herauskommen«, bemerkte er trocken.

Corinne hatte den Eindruck, dass der Verräter nicht allzu traurig wäre, wenn Gishild im Kampf fiel. »Deshalb ist es wichtig, dass du sie rechtzeitig warnst.«

»Du sagtest, sie ist schon da. Wie soll ich das schaffen? Außer den Maurawan vielleicht gibt es niemanden, der

schneller die Wälder durchquert als ich und meine Männer. Aber selbst wir werden mehr als eine Stunde brauchen, um die Königin zu erreichen.«

»Du hast mehr als genug Zeit.«

»Kannst du hellsehen? Wie willst du wissen, dass sie nicht gerade in diesem Augenblick den Befehl zum Angriff gibt?«

Der anmaßende Tonfall des Bojaren missfiel Corinne, aber sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Der Kerl war zu wichtig. Außer dem einen, dessen Namen Lilianne nie preisgegeben hatte, war der Bojar ihr einziger Spitzel, der stets uneingeschränkten Zugang zur Königin hatte. »Mein Orden hat Königin Gishild ausgebildet. Wir wissen, wie sie denkt! Sie wird abwarten, bis die Hitze die Wachen mürbegemacht hat. Sie wird keinesfalls früher als eine halbe Stunde vor der Wachablösung angreifen. Das heißt, du hast mehr als anderthalb Stunden Zeit, um sie zu erreichen. Das sollte genügen.«

»Auch ich kenne die Königin ganz gut. Und ich finde, sie ist launisch wie ein junges Kätzchen. Man muss sich ja nur ihren Wappenschild ansehen. Wer wählt sich ein Strumpfband zum Wappen! Wie kannst du glauben, dass du vorher sagen kannst, wie sie handelt?«

Jetzt gab sich Corinne keine Mühe mehr, sich ein Lächeln zu verkneifen. »Unser Primarch hat einst bis auf den Grund ihrer Seele geblickt. Wir wissen, aus welchem Holz sie geschnitzt ist. Und wir haben all ihre Gefechte beobachtet. Sie weiß genau, wie wir denken. Sie kennt unsere militärischen Gepflogenheiten. Deshalb fiel es ihr oft so leicht zu siegen. Das ist ihre Stärke und zugleich ihre Schwäche. Es erlaubt uns, ihr Handeln vorherzusehen.«

»Dann könnte auch Komtur de Belsazar ihr Handeln vorhersehen.«

Es war mehr eine Feststellung als eine Frage. Corinne nickte. »Ja, so ist es. Deshalb hat er ihr diese Falle gestellt. Und nun beeile dich. Die Zeit verrinnt. Du musst sie warnen. Wir brauchen sie ... noch.«

der Brust reichte. Und in jedem der Wagen warteten acht Arkebusiere.

Louis atmete tief aus. Es war drückend heiß. Er spürte den Schweiß seinen Rücken hinabrinnen. Louis trug den Halbharnisch der Schwarzen Schar. Seine breite, purpurne Bauchbinde mit den goldenen Quasten, die ihn als ranghohen Offizier auswies, hatte er abgelegt. Seine Hauptleute hatten bis kurz vor Morgengrauen noch versucht, ihn davon abzubringen, in der vordersten Linie zu stehen. Der Verzicht auf die Bauchbinde war sein Tribut an ihre Besorgnis. Er mochte seine Schwächen haben, aber Feigheit gehörte nicht dazu.

Es machte ihm zu schaffen, in diesem stickigen, engen Wagen eingesperrt zu sein. Zum Glück gab es nur eine solide Wand, sonst hätte er es nicht ertragen können. In den Erdgruben zu lauern wäre völlig unmöglich gewesen. Louis presste die Lippen zusammen. Er musste seine Ängste beherrschen! Der Komtur legte den Kopf in den Nacken. Durch den Leinenstoff konnte er matt die Sonne hoch am Himmel erkennen. Er war nicht wirklich eingesperrt, redete er sich ein. Auch wenn er wie all die anderen Ordenskrieger den Wagen nicht verlassen konnte.

Drei Nächte mit wolkenverhangenem Himmel hatten es ihm erlaubt, seine Vorbereitungen in aller Heimlichkeit zu treffen. Letzte Nacht war der falsche Wagenzug eingetroffen. Er hatte nicht Lebensmittel, sondern Waffenknechte gebracht. Hunderte von Waffenknechten! Die verdammten Rebellen und die Anderen würden in ihrem eigenen Blut ertrinken, wenn sie angriffen!

Sein Leibwächter drehte das Stundenglas um. Louis sah zu, wie der feine, gelbe Sand durch die Enge rieselte. Anderthalb Stunden noch bis zur Wachablösung! Also mussten sie noch mindestens eine Stunde warten. Das alles wäre nicht nötig gewesen, wenn die verdammte Neue Ritterschaft den Befehlen des Ordensmarschalls vom Aschenbaum nachgekommen wäre.

Louis betrachtete die dicke, langsam schwelende Lunte eines der Arkebusiere. Sie steckte in einer Messinghülle an einem breiten Lederbandelier, das quer über dessen Brust lief. Daran würde er die Lunte seiner Arkebuse entzünden, sobald der Befehl kam, sich gefechtsbereit zu machen. Der kleine Glutfunken war durch die Luftlöcher der Messinghülle kaum zu sehen. Ein dünner Rauchfaden stieg davon auf.

Louis schob sich einen Finger unter den Kragen. Auf seinem Hals stand der blanke Schweiß. Hämmernde Kopfschmerzen machten ihm zu schaffen. Er nahm seine Feldflasche und trank von dem leicht mit Essig versetzten Wasser. Es war warm und schmeckte metallisch. Er spürte, wie sein Herz schneller schlug. In diesem verdammten Wagen eingesperrt zu sein und den Himmel nicht richtig sehen zu können, das war nichts für ihn! Doch er musste seine Angst beherrschen! Heute würde er siegen. Er durfte jetzt keinen Fehler machen. Nicht wie damals im Turm von Marcilla. Hätte er sich nur den Truppen des Komturs ergeben! Bei der Erinnerung daran, wie man ihn und die Überlebenden lebendig eingemauert hatte, wurde ihm die Kehle eng. Nicht daran denken!

Er starrte hinauf zur Plane des Wagens, um sich zu vergewissern, dass der matte gelbe Fleck noch durch das Leinen schien.

Mit fahriger Geste strich er sich über die Stirn. Diesmal hatte die Neue Ritterschaft einen schweren Fehler gemacht. Sie hatten eine große Flotte im Norden versammelt. Auch wenn das in aller Heimlichkeit geschehen war, hatten sie nicht verhindern können, dass Gerüchte bis zu Tarquinon, dem Großmeister des Ordens vom Aschenbaum, gedrungen waren. Nachdem die Flotte des Ordens vom Aschenbaum durch eine Springflut überrascht worden war und etliche Schiffe an den trügerischen Küsten der Dvina-See zerschellt waren, hatte der Orden die Flotte der Neuen

Ritterschaft zur Unterstützung aufgefordert. Mit ihrer Hilfe hätte man den Hafen von Haspal blockieren können. Dann hätten die letzten Drusnier und alle Fjordländer und Albenkinder, die sie unterstützten, in der Falle gegessen.

Aber kein einziges Schiff war aufgetaucht. Stattdessen war die Flotte vom Blutbaum spurlos verschwunden! Diese Befehlsverweigerung würde der hochmütigen Ritterschaft endgültig das Genick brechen. Der Orden vom Aschenbaum führte den Oberbefehl in Drusna. Den Befehlen des Großmeisters Tarquinon nicht Folge zu leisten war offene Rebellion. Und einen rebellischen Ritterorden würden die Heptarchen in Aniscans nicht dulden. Man würde die Neue Ritterschaft auflösen. Und ihre Truppen und Besitztümer würden an den Orden vom Aschenbaum übergehen.

Louis' Herzschlag ging nun wieder ruhiger. Ein ferner Donner erscholl, so als sei jenseits des Tals ein Gewitter aufgezogen. Der Komtur lauschte. Das Donnern schwoll weiter an, statt zu verebben. Das war kein Unwetter. Verwundert blickte er auf das Stundenglas.

»Sie kommen«, sagte einer der Arkebusiere mit von der Hitze heiserer Stimme.

Louis zog den Kantschlüssel aus seinem Gürtel und spannte die Feder seiner Radschlosspistole. Langsam und mit Bedacht drehte er den Schlüssel und lauschte auf das metallische Knacken.

»Entzündet die Lunt«, befahl er mit ruhiger Stimme.

Dann konnte er der Versuchung nicht länger widerstehen. Er schob die Pistole in seinen Gürtel, zog seinen Dolch und durchschnitt oberhalb der hölzernen Brustwehr das Leinen der Plane. Der Spalt war nicht länger als sein Mittelfinger. Vorsichtig zog er den Stoff auseinander.

Die Mittelgasse zwischen den Zelten des Lagers war menschenleer. Nur am Tor zeigten sich ein paar Wachen. Sie öffneten die schwere, zweiflügelige Pforte. Louis konnte eine lange Kolonne aus Schwarzreitern sehen, die langsam auf

das Lager zukamen. Über ihren Häuptern wehte das Banner vom Aschenbaum. Gelbgrauer Staub wirbelte hinter ihnen auf und versperrte die Sicht auf den Ort, an dem die Straße in den Wald mündete.

Louis' Mund war nun ganz trocken. Gewiss sammelten sich jetzt unter den Bäumen die Männer, die nachsetzen würden, sobald das Tor des Lagers besetzt war. Der Komtur lächelte. Hoffentlich hatte sie reichlich Verstärkung mitgebracht. Er war auf alles vorbereitet.

in der Verteidigung. Auch wenn dort Bronzeschlangen standen und Schanzkörbe eine niedrige Verteidigungslinie bildeten, war das für die Reiter so gut wie kein Hindernis. Zumal die Geschütze nicht bemannt waren.

Erek drehte sich um. Die Männer, die am wenigsten wie Schwarzreiter aussahen, hatten sie in die Mitte der Kolonne genommen. Es waren jene, die ihre Bärte nicht hatten abschneiden wollen und an deren Sätteln trotz der Mittagsstunde Blendlaternen hingen. Weit hinter ihnen am Waldrand warteten die Kentauren und Tiranus Schnitter. Vielleicht ging ja alles gut, versuchte Erek sich einzureden. Aber woher, zum Henker, war die Erde gekommen?

Nur noch hundert Schritt bis zum Tor. Die Wache, die eben noch gewunken hatte, starrte sie an. Ein Kerl mit einem ärmellosen Lederwams. An seiner Seite hingen ein Rapier und eine Ochsenzunge, ein breiter, schwerer Dolch. Ein wahres Schlachtermesser, das man im dichten Handgemenge einsetzte, wenn die lange Klinge eines Rapiers nur hinderlich war.

War er misstrauisch geworden?

Erek blickte zu Gishild. Durch den breiten Schirm ihrer Sturmhaube lag ihr Gesicht halb im Schatten. Sie wirkte nicht angespannt. Erek bemerkte, dass er auf seiner Unterlippe kaute. Er war kein Feigling, aber die letzten Augenblicke vor einer Schlacht verfluchte er. Es war die Zeit, in der man an den Tod dachte. Wenn das Morden erst einmal begonnen hatte, waren solche Gedanken seltsamerweise verfliegen. Dann dachte man nur noch an sein Überleben.

»Ich kenne euch nicht«, rief die Torwache sie an. »Wer seid ihr, Capitano?«

»Jeanette de Bries, Capitano der Zweiten equitanischen Pistoliere. Wir sind neu hier in Drusna. Aber verlass dich drauf, wenn sie uns endlich in eine verdammte Schlacht reiten lassen, dann wird uns hier bald jeder kennen. Meine Jungs brennen darauf, ein paar Trollen das Fell über die

Ohren zu ziehen. Und da ich eine Dame bin, werde ich dir nicht sagen, woraus sie sich neue Tabaksbeutel machen wollen.«

Erek verstand die Sprache der verfluchten Ritter mehr schlecht als recht. Aber Gishild war so gut, dass sie sogar in verschiedenen Dialekten sprechen konnte. Sie hatte ja auch lange genug unter diesen Bastarden gelebt.

Die Torwache lachte. »Ihr seid wirklich neu hier. Betet lieber, dass euch nie ein Troll über den Weg läuft. Ich wette, deine Jungs werden sich in ihre schmucken Stiefel scheißen, wenn sie einen Troll nur von Weitem sehen. Glaub mir, ich weiß, wovon ich rede.«

Erek wischte sich mit dem Lederhandschuh den Schweiß vom Gesicht. Gishild war jetzt auf einer Höhe mit der Torwache. Erek hielt sich dicht neben ihr. Eine Böe blähte das Aschenbaumbanner, das er trug. Der Wind zerrte an dem Seidentuch.

»Wo finde ich den Lagerkommandanten?«, fragte Gishild.

»Wo die Wagen stehen, in der Mitte des Lagers. Dort gibt es auch Tränken für eure Pferde.« Der Wächter deutete die breite Gasse zwischen den Zelten hinab.

Gishild bedankte sich mit einem knappen Gruß. Dann hob sie den Arm und rief in lang gezogenem Singsang: »Folgen!«

Die Reiterkolonne setzte sich wieder in Bewegung.

Ungläubig sah Erek zu dem Wächter zurück. Gishild hatte es tatsächlich geschafft, sie ohne einen Schwertstreich in das Lager zu bringen. Der König atmete erleichtert aus. Er hatte in seiner Ehe nicht viel Freude mit ihr gehabt, aber ein Herz aus Eis hatte offensichtlich auch sein Gutes. Deutlich konnte er jetzt die Fuhrwerke vor sich sehen. Nur zweihundert Schritt noch! Die Reiter in ihrer Mitte würden die Blendlaternen auf die Wagen schleudern und die Planen in Brand setzen. In tausend Herzsschlägen wäre vielleicht schon alles vorbei.

Sie passierten zwei Leiterwagen, die hoch mit Reisig beladen waren. Merkwürdig, wie die Wagen mitten zwischen den Zelten standen, dachte Erek. Sie passten nicht zur strengen Ordnung im Lager.

Wieder blickte er zurück.

Der Wächter, mit dem Gishild gesprochen hatte, zog sich mit der Handvoll Männer, die hinter dem Tor gewartet hatten, zurück. Warum verließ der Kerl seinen Posten? Wieder musste Erek an die Wälle denken. Hier stimmte etwas nicht! Er sah sich um. Die wenigen Krieger, die zu sehen waren, drückten sich alle in einiger Entfernung von der Reiterkolonne herum. Ein paar Männer kauerten um eine Trommel und würfelten. Ein Schlachter zerlegte auf einem blutriefenden Holztisch einen Hirsch. Manche Krieger lagen dösend vor ihren Zelten.

Ereks Blick blieb an ein paar unscheinbaren Ledereimern hängen. Sie waren mit Erde gefüllt. Und sie standen mitten im Lager, nicht etwa am Graben vor dem Wall.

»Wir sollten umkehren«, zischte er Gishild zu. »Hier stimmt was nicht.«

Sie nickte. »Ich weiß.« Ihre Stimme klang belegt. »Die spielen Lagerleben, das hier ist nicht echt. Aber hier mitten zwischen den Zelten können wir die Kolonne nicht einfach wenden lassen. Wir müssen zum Platz.«

Erek wusste, dass die harmlosen Spannseile der Zelte etlichen Reitern zum Verhängnis werden würden, wenn sie jetzt aus der Kolonne ausbrachen und versuchten, zurück zum Tor oder zur Lücke im Wall zu gelangen.

Der Mund des Königs war staubtrocken. Ob in den Zelten Hunderte Arkebusiere lauerten? Was für eine Art Falle erwartete sie? Wessen Schicksalsfäden würde Luth heute durchtrennen?

Die Reiterschar erreichte die Mitte des Lagers, mehr als hundert handverlesene Kämpfer. Die Besten, die das Fjordland in mehr als tausend Jahren kriegerischer Geschichte

hervorgebracht hatte! Und jetzt waren sie ihren Feinden ausgeliefert, ohne zu ahnen, was sie erwarten mochte.

»Brennt die Wagen nieder!« Gishilds Stimme übertönte den dumpfen Hufschlag. Augenblicklich brach die Kolonne auseinander.

Erek versuchte an Gishilds Seite zu bleiben. Sie hatte eine Pistole aus den Holstern an ihrem Sattel gezogen und sah sich nervös um.

Ein einzelner Trompetenstoß erklang. Silberzungen schnitten durch die Planen der Wagen! Und nur einen Herzschlag später schoben sich dunkle Arkebusenläufe durch die Schlitze im Leinen.

Erek griff Gishild in die Zügel und versuchte sich zwischen sie und den nächsten Wagen zu drängen, als die Welt in Lärm und Rauch versank. Hunderte Arkebusen feuerten gleichzeitig. Zwei schwere Schläge trafen Erek vor die Brust. Der König schwankte im Sattel und ließ die Fahne fallen. Eine Arkebusenkugel hatte Gishilds prächtiger Stute den Kiefer weggerissen. Die Beißstange hing herab, während das Blut in Fontänen aus der grässlichen Wunde spritzte.

Ringsumher stürzten Pferde und Männer in den Staub. Die Wagen waren hinter Wolken aus dichtem, grauem Pulverqualm verschwunden.

Trotz des überraschenden Angriffs hielten immer noch einige Männer am ursprünglichen Plan fest. Blendlaternen wurden nach den Wagen geschleudert. Erek sah hinter dem Rauch eine einzelne Flammensäule emporlodern.

Die erste Salve der Feinde war gut koordiniert gewesen. Jetzt lud jeder der Schützen, so schnell er konnte. Einzelne Feuerzungen schlugen durch den Rauch.

Erek zog eine Sattelpistole und schoss. Hinter den verdammten Planen hatten ihre Feinde keine Deckung. Bestimmt standen sie dicht gedrängt auf den Wagenpritschen. Man konnte gar nicht danebenschießen!

Gishilds Stute war in die Knie gebrochen. Die Königin sprang aus dem Sattel und musste einem auskeilenden, reiterlosen Pferd ausweichen. Sie rief etwas, aber der Lärm des Arkebusenfeuers, das schrille Wiehern der verängstigten Pferde und die Schreie sterbender Männer verschlangen die Stimme der Königin.

In all dem Getöse vernahm EreK einen Laut, der jegliche Hoffnung auslöschte: ein dumpfer Knall, tiefer als das Krachen der Arkebusen. Ihm folgte ein weiterer und noch einer. Schnell wie der Rhythmus eines ängstlich schlagenden Herzens. Knochenklopfer! Sie mussten hinter ihnen stehen, in den Zelten auf der Rückseite des Platzes. Es waren Orgelgeschütze, die der Orden vom Aschenbaum seit dem Sommer des letzten Jahres einsetzte. Sechs oder sieben Kanonenrohre auf eine starke Lafette montiert, darüber noch drei weitere Reihen, jede mit genauso vielen Rohren. Die Kugeln, die sie verschossen, waren groß wie ein Augapfel und aus geschmiedetem Eisen. Sie zerschlugen jeden Brustpanzer, als sei er dünnes Pergament. Ihre Feuerkraft konnte selbst den Angriff eines Rudels wütender Trolle zum Stehen bringen.

Das dumpfe Knallen wollte nicht aufhören. Wie viele Geschütze wohl in den Zelten verborgen gestanden hatten? EreK blickte zu Gishild hinab. Sie stand hinter ihrem gestürzten Pferd, inmitten von Pulverschwaden. In jeder Hand eine Radschlosspistole, feuerte sie auf die Fuhrwerke. Das war aussichtslos. Sie mussten hier heraus, so schnell wie möglich!

EreK parierte sein Pferd und versuchte an Gishilds Seite zu gelangen.

Appanasios stellte sich vor, wie er mit einem Pistolenschuss für immer dieses überhebliche Lächeln aus dem Gesicht des Elfenfürsten wischte. Aber ihm war klar, dass Tiranu ihm die Hand abhacken würde, bevor er abdrücken könnte. Der Mistkerl war ein Fechter, der angeblich genauso schnell und geschickt wie der legendäre Ollowain war.

»Wir müssen angreifen!«, erwiderte Appanasios ungeduldig. »Sofort! Gishild braucht unsere Hilfe. Sie wird mit ihren Fjordländern in Stücke geschossen, wenn wir nichts unternehmen.«

Der Elf sah ihn an, als sei er eine Fliege auf einem Dunghaufen. »Die Königin ist an der Spitze ihrer Leute geritten. Sie ist wahrscheinlich schon tot. Das Einzige, was sich ändern wird, wenn wir dort hinab ins Tal reiten, ist, dass auch wir noch in diese mörderische Falle tappen. Dem sinnlosen Versuch, den Kadaver einer Menschentochter zu retten, werde ich meine Krieger nicht opfern. Es mag sein, dass man die Welt anders betrachtet, wenn einem Pferdeblut in den Adern fließt. Aber ein guter Feldherr ordnet seine Taten seinem Verstand unter und nicht dem, was sein Herz ihm befiehlt.«

Appanasios schnaubte verächtlich. »Du kannst sagen, was du willst, aber ich sehe, was du hinter deinen klugen Worten verbirgst: Feigheit!« Wütend preschte der Kentaur davon. Er hatte dreihundert Krieger nach Drusna gebracht, und er wusste, dass seine Männer ebenso dachten wie er. Sie scherten sich einen Dreck um Elfensprüche! Die meisten missachteten sogar Emerelles Befehl und hatten die wunderbaren Radschlosspistolen der Menschenkinder als Waffen gewählt.

Der Kentaurenfürst preschte an der Reihe seiner wartenden Streiter entlang. »Die Elfen haben Angst vor ein bisschen Pulverdampf und wollen Gishild ihrem Schicksal überlassen!«, rief er mit volltönender Stimme. »Ich werde

jetzt dort hinunterpreschen, denn Kentauren wissen, was Ehre ist. Was ihr tut, ist eure Sache.«

Appanasios hielt auf den Waldrand zu, und er hörte, wie hinter ihm der Waldboden unter dem Schlag Hunderter Hufe erbebte.

hervor. Beorn, der Bannerträger der Königin, sprang aus dem Sattel und bedrängte Sigurd, sein Pferd zu besteigen.

»Wir müssen zurück!«, rief Gishild.

Ihre Stimme war kraftlos, gebrochen. Sie ging im Lärm der Schlacht fast unter. Ereկ spürte, wie sie einen Arm um seine Hüfte legte. So nah waren sie beide einander noch nie zuvor gewesen, dachte er ohne Bitternis. Er würde sie hier herausbringen! Und wenn es das Letzte war, was er tat! Das Fjordland brauchte sie. Ihn nicht.

Er stieß seinem Hengst die Hacken in die Flanken. »Vorwärts! Lauf! Rette deine Königin!«

Noch immer ertönte das dumpfe Knallen der Knochenklopfer. Ein Stück voraus sah er Stichflammen durch den Pulverdampf schneiden. Der Boden war schlüpfrig vom Blut. Sein Hengst setzte über einen gestürzten Schimmel hinweg; eine Geschützkugel hatte dem Pferd den halben Kopf weggerissen.

Endlich erreichten sie den Weg, der zurück zum Tor führte. Die Karren mit den Reisigbündeln waren zwischen den Zelten hervorgeschoben worden und blockierten den Fluchtweg. Gehetzt sah Ereկ sich um. Ein Stück weiter links begann sich ein Trupp Pikeniere zu sammeln. Sie würden den letzten Überlebenden den Rest geben, sobald die Knochenklopfer all ihre Kugeln verschossen hatten.

»Zurück! Folgt der Königin!«, schrie Ereկ aus Leibeskräften. Seine Kehle brannte vom Pulverdampf. Zäher Schleim lag auf seiner Zunge. »Zurück!«

Zwischen den dicht an dicht stehenden Zelten hindurchzureiten kam nicht in Frage. Die Spannseile würden seinen Braunen zu Fall bringen. Es gab nur einen Weg! Ereկ beugte sich vor und strich dem Hengst beruhigend über den Hals. »Du bringst uns hier heraus, mein Großer. Ich weiß das.«

»Wir können die Männer nicht im Stich lassen«, sagte Gishild, und er spürte, wie ihr Griff sich lockerte.

Ereկ trieb den Hengst voran. »Wer kann, wird uns folgen.

Es hat keinen Sinn, mit ihnen zu sterben. Du darfst dein Leben nicht einfach fortwerfen.«

Der König ritt zwischen zwei Knochenklopfern hindurch. Er zog sein schweres Reiterschwert und schwang es drohend über dem Kopf. Die Kanoniere liefen nicht davon, aber sie unternahmen auch keinen Versuch, sie aufzuhalten.

Der Hengst trabte ein kurzes Stück über den breiten Hauptweg des Tores. Dann zog Erek an den Zügeln und trieb ihn mitten in ein Zelt hinein. Mit wuchtigen Hieben drosch der König auf Leinwand und Spannseile ein. Einen Augenblick lang sah es aus, als wären sie wie Fische in einer Reuse gefangen. Dann gab das Zelt nach. Holzpflocke rissen aus dem trockenen Boden.

Sein Brauner ließ den Kopf hochschnellen und stieß ein triumphierendes Wiehern aus.

Erek trieb den Hengst auf die nächste Zeltreihe zu. Dahinter gab es eine schmale Gasse, die auf einen anderen Weg zum Tor mündete.

»Wir schaffen es!« Durch die Lücke im Wall konnte er die angreifenden Kentaurer sehen. Wenn sie das Tor besetzten, dann würde er es schaffen.

»Wir werden mit Appanasios zusammen noch einen Angriff reiten!«, rief Gishild, und neue Kraft lag in ihrer Stimme. »Wir werden das Schlachtenglück wenden!«

Erek sagte nichts. Was ihn anging, so wäre er froh, wenn sie erst einmal mit heiler Haut aus dem Lager heraus wären. Er trieb seinen Hengst in das nächste Zelt. Die Leinwand gab sofort nach. Das Pferd stürzte nach vorne. Lange, zugespitzte Pfähle bohrten sich durch das braune Fell. Erek stürzte über den Hals des Hengstes nach vorn. Eine Pfahlspitze bohrte sich durch seine linke Achsel und hebelte seinen Arm aus dem Gelenk. Grotesk verdreht, rutschte er am Schaft des Pfahls hinab. Noch spürte er keinen Schmerz.

Hier also war die Erde hergekommen, dachte er, als sich sein Mund mit Blut füllte.

auf den Streifen Böschung ausgerichtet, über den er seine Reiter hinaufführte.

Rauch hüllte die Bronzeschlangen ein. Und dann sah Appanasios den Tod. Sich schwerfällig drehend flogen ihnen Kettenkugeln entgegen. Solche Geschosse dienten eigentlich dazu, die Takelage von Schiffen zu zerfetzen. Aber sie würden auch tödliche Schneisen in seine Kriegerschar schlagen. Zwei Kugeln, verbunden mit einer etwas über einen Schritt langen Kette. Fünf Kugelpaare zugleich. Und sie alle flogen ihnen auf Brusthöhe entgegen. Sie schienen nicht sehr schnell zu sein, so als könne man sie mit einem Schulterstoß aus der Bahn bringen.

Todesmutig stürmte Appanasios weiter. Erst im allerletzten Moment kniff er die Augen zu.

Sturz in die Grube fast unbeschadet überstanden. Hätte sie nur auf ihn gehört! Er hatte recht behalten mit seinem wirren Gerede über die Erde. Wahrscheinlich waren alle erdenklichen Wege aus dem Lager mit Fallgruben wie dieser blockiert.

»Es tut mir leid«, sagte sie leise.

Er stöhnte. »Das ist egal ... Wenn du mich hier herunterholen würdest ...« Er versuchte ein Lächeln, doch ihm gelang nur eine schmerzhaft Grimasse. »Wenigstens braucht ihr kein Grab mehr für mich zu schaufeln. Die Grube hier ist ganz gut ...« Er lachte. Durch die Bewegung sank er ein Stück tiefer auf dem Pfahl, und sein Lachen ging in einen gellenden Schmerzensschrei über.

»Hol mich hier herunter.« Er spuckte Blut. »Ich hab mir auf die Zunge gebissen.«

Gishild starrte auf seinen grässlich verdrehten Arm. Wie konnte man mit einer solchen Wunde darüber nachdenken, dass man sich auf die Zunge gebissen hatte?

»Sag nichts mehr«, befahl sie schroff. »Bewege dich so wenig wie möglich. Atme flach ...«

»Bald atme ich gar nicht mehr«, grunzte er.

Gishild hielt ihr zerbrochenes Rapier hoch. »Ich weiß nicht, wie ich dich von diesem verfluchten Pfahl befreien soll. Ich muss Hilfe holen.« Die Grube war fast vier Schritt tief in den lehmigen, mit Kiesbändern durchsetzten Boden gegraben. Das Zelt, das in Fetzen hinabhing, hatte die Falle perfekt verborgen. Drei Dutzend der gut zwei Schritt hohen Pfähle ragten vom Boden hoch. Keiner war mehr als eine Elle vom nächsten entfernt. Gishild konnte sich am Grund der Grube kaum bewegen, ohne mit ihrer Rüstung an den Pfählen entlangzuschrammen. Je länger sie die Pfähle betrachtete, desto klarer wurde ihr, wie viel Glück sie gehabt hatte, noch am Leben zu sein. Es war beinahe unmöglich, zwischen ihnen hindurchzufallen.

Der Boden der Grube war ein blutiger Morast. Gishild griff

nach der zerfetzten Zeltleinwand, doch der Stoff riss, als sie versuchte, sich daran hochzuziehen. Fluchend stürzte sie zu Boden.

»Ich liebe dich wirklich. Weißt du das?« Erek sprach stockend.

Es brach Gishild das Herz, ihn so über sich hängen zu sehen. »Rede nicht, als würdest du auf dem Totenbett liegen«, sagte sie barsch. »Beiß die Zähne zusammen, und stell dich nicht so an!« Das war ungerecht, aber es wirkte. Das Letzte, was sie jetzt hören wollte, waren Liebesschwüre.

Sie stach mit dem abgebrochenen Rapier auf die Wand der Grube ein, um sich einen Halt zu schaffen. Sie würde hier herauskommen!

»Heh, Heidenflittchen! Warum reitest du nicht auf einem Pfahl?« Ein Krieger mit breitem, sonnenverbranntem Gesicht war am Rand der Grube erschienen. Er trug den Kürass eines Pikniers und eine verbeulte Sturmhaube, unter der blonde Locken hervorlugten.

Eine zweite Gestalt erschien, ein bulliger Kerl mit mehrfach gebrochener Nase und zu weit auseinanderstehenden Augen. Er hatte schmale Lippen. »Wieso lebst du noch?«

»Damit wir Spaß mit ihr haben«, sagte der Lockenkopf. »Komm, wir lassen sie ein bisschen tanzen.«

»Rührt sie nicht an!«, stöhnte Erek.

Der Kerl mit der eingeschlagenen Nase lachte. »Warum nicht? Weil du sonst von deinem Pfahl klettern und uns die Kehlen durchschneiden wirst?«

Gishild sah sich gehetzt um. Es gab keinen Weg hinaus. Und auf Hilfe sollte sie besser nicht hoffen. Nicht weit entfernt donnerten jetzt schwerere Geschütze als die Knochenklopfer. Und immer noch erklang Arkebusenfeuer. Ihre Mandriden waren wahrscheinlich schon allesamt niedergemetzelt, und ob es Appanasios und Tiranu überhaupt bis hierher schaffen würden, war mehr als zweifelhaft. Sie war auf sich allein gestellt.

Der Blonde erschien wieder am Rand der Grube und reichte seinem Gefährten eine lange Pike. Auch für sich hatte er eine Waffe mitgebracht.

Gishild stand mit dem Rücken zur Wand in der Grube, als sich die beiden stählernen Spitzen zu ihr hinabsenkten. Die Pfähle behinderten die Waffenknechte. Sie standen so dicht, dass die beiden Krieger ihre Piken nur ein kleines Stück weit schwenken konnten. Gishild drückte sich an der Lehmwand entlang.

»Vorsicht!«, rief EreK.

Gishild blickte hoch. Unmittelbar über ihr war ein dritter Kirchenkrieger am Grubenrand aufgetaucht. Er stieß die Pike senkrecht zu ihr herab. Gishild wollte sich zur Seite werfen, doch die Waffenspitze schrammte schon über ihren Reiterharnisch und verfang sich in der Stulpe ihres linken Stiefels.

Mit einem zufriedenen Brummen stemmte sich der neue Angreifer mit all seiner Kraft auf den Schaft der Pike. Das Stichblatt der Waffe schnitt Gishild in die Wade, durchstieß ihren Stiefel und bohrte sich tief in den Boden.

»Das war es dann wohl«, höhnte der Kerl mit der eingeschlagenen Nase. Seine funkelnde Pikenspitze schwenkte dicht vor Gishilds Gesicht hin und her. »Zieh dich aus, Heidenschlampe! Weiber sollten nicht Ritter spielen, die taugen nur für eins.«

»Rühr sie nicht an!«, schrie EreK.

»Halt's Maul!« Der Blonde versetzte ihm einen Stoß mit dem Pikenschaft, und EreK rutschte noch ein Stück tiefer auf dem Pfahl herab.

»Los, Flittchen, leg deinen Kürass ab, oder ich stech dir eines deiner hübschen Äuglein aus.«

Gishild hieb die Pikenspitze mit ihrem abgebrochenen Rapier zur Seite.

»Du glaubst mir wohl nicht.«

Der Blonde stieß Gishild mit dem Stichblatt vor den

Brustpanzer. Sie schlug nach der Waffe, doch sofort war die zweite Pike wieder direkt vor ihrem Gesicht.

»Ich werd euch mit euren eigenen Eingeweiden erdrotseln!«, schrie EreK. Er bäumte sich auf dem Pfahl auf und trat gegen den Kadaver seines Hengstes.

Gishild wollte ihm befehlen, mit dem Unsinn aufzuhören, als sie begriff, was er bezweckte. Rasch duckte sie sich unter den Pikenspitzen hinweg.

EreK schrie vor Schmerzen, aber er trat noch einmal gegen das tote Pferd. Der Kadaver hing schräg auf den Pfahlspitzen. Jetzt bewegte er sich ruckend. Und eine der Sattelpistolen glitt aus dem Lederholster. Gishild streckte sich vor, so gut sie es mit dem festgenagelten Fuß vermochte.

Sie fing die schwere Pistole im Sturz, wirbelte sie in der Hand herum und richtete sie auf den Blonden, der ihr die Pike ins Gesicht stoßen wollte. Ihr Finger krümmte sich um den Abzug.

Der Rückschlag der Waffe riss ihren Arm nach hinten. Die Kugel löschte das Gesicht des Blonden aus. Er taumelte kurz, dann stürzte er kopfüber in die Grube und spießte sich auf den Pfählen auf.

Einige Herzschräge lang starrte sie der Waffenbruder des Toten an.

»Dich bring ich um!«, erklang eine Stimme unmittelbar über Gishild.

»Nein, Pietro. Keine Spielchen mehr. Mit dieser Heidenhexe machen wir, was Hexen bestimmt ist. Bleib hier und halte Wache!«

Gishild versuchte die Spitze der Pike zu lockern, die durch ihre Wade hindurch ins Erdreich gestoßen war und sie gefangen hielt, doch der, den der andere Pietro genannt hatte, hielt den Schaft der Pike fest umklammert und den Druck aufrecht. Statt sich zu lockern, bohrte sich die Spitze sogar noch tiefer in den blutigen Schlamm. Schließlich gab Gishild auf. Sie sah zu EreK. Ihr Mann war ohnmächtig

geworden. Wenigstens würde er nicht mehr erleben müssen, was immer jetzt kommen mochte.

Es dauerte nicht lange, bis der Wortführer zurück war. Er trug ein kleines Fässchen auf der Schulter. »Eigentlich sollten wir eure Leichen in den Gruben verbrennen«, sagte er mit tonloser Stimme. »Aber ich finde, Hexen brennen besser, wenn sie noch leben.« Mit diesen Worten zog er den Korken aus dem Fass und ließ gelbliches Öl in die Grube laufen.

Seine rechte Flanke schrammte an einem Schanzkorb vorbei. Neben dem schwefeligen Pulverqualm war da noch ein zweiter Geruch. Schweinefett!

Der Kentaure trabte aus dem stehenden Pulverqualm und sah sich einem stählernen Wall gegenüber. Pikeniere! Es waren mindestens dreihundert. Fünf Reihen gestaffelter Stichblätter waren ihm entgegengereckt. Die ersten Pikeniere standen mehr als drei Schritt hinter den vordersten Stahlspitzen.

Jedes Pferd hätte vor diesem Hindernis gescheut. Kein Tier rannte gegen eine Mauer an.

Neben Appanaios trabten andere Kentauren aus dem Pulverrauch. Der Kentaurenfürst hob die schwere Pistole und feuerte. Die Menschenkinder hatten offensichtlich noch nie gegen Kentauren gekämpft. Sie wussten nicht, was es bedeutete, wenn Mann und Pferd eins waren!

eine der vermeintlich sicheren Lagerstraßen zu gelangen. Das exzellente Fernrohr zeigte ihm die aufgespießten Pferdekadaver und Reiter so deutlich, als stünde er am Rand der Grube. Das glatte Messingrohr mit den fein geschliffenen Linsen aus Bergkristall war eine Arbeit aus den Koboldwerkstätten von Feylanvik.

Etliche Arkebusiere verließen jetzt die Planwagen, in denen sie gelauert hatten. Sie eilten der breiten Lücke im Erdwall entgegen, um sich dem Kampf der Pikeniere anzuschließen.

Tiranu prägte sich die Wege ein, die sie durch die Lagergassen nahmen. Augenscheinlich gab es auch außerhalb der Zelte noch getarnte Fallgruben, denn die Arkebusiere machten einen weiten Bogen um den Teil des Lagers, der nahe dem breiten Hauptweg zum Platz mit den Fuhrwerken lag.

Zu gern hätte der Elfenfürst gewusst, wer unter den Menschen diesen Plan ersonnen hatte. Sie hatten einen neuen Feind, der mindestens so begabt war wie Lilianne de Droy, die vor Jahren den Oberbefehl in Drusna geführt hatte. Jetzt hatte also auch der Orden vom Aschenbaum einen exzellenten Feldherrn hervorgebracht. Sie mussten herausfinden, wer das war, und ihn ermorden, um weitere Gemetzel wie dieses zu vermeiden.

Tiranu wollte das Rohr schon zusammenschieben, als ihm eine Bewegung im Osten des Lagers auffiel. Tief geduckt, huschten Gestalten durch einen anderen trockenen Flussarm. Sie trugen die Barette der Drusnier. Der Fürst stellte das Rohr scharf. Es zeigte ihm abgehärmte, bärartige Gesichter. Männer mit Langbogen und großen Schwertern, wie sie inzwischen aus der Mode gekommen waren. Die Schattenmänner des Bojaren Alexjei. Wo kamen sie her? Sie hätten längst in Haspal sein sollen, um sich einzuschiffen. Und woher wusste Alexjei, was hier geschehen würde?

Tiranu schluckte. Sein Blick wanderte wieder über das Lager. Das Flussbett, in dessen Schutz die Schattenmänner vorrückten, war von den Erdwällen aus nicht einzusehen. Dort gab es nur noch wenige Krieger. Alle rückten auf die Lücke im Wall zu oder verfolgten die letzten noch lebenden Mandriden.

Dem Elfen fiel ein Mann mit weißem Federbusch auf der Sturmhaube auf. Er trug die breite Bauchbinde eines Offiziers. Sein Gesicht war durch die Wangenklappen und den weit vorspringenden Augenschirm seines Helms verborgen. Er ließ die Knochenklopfer nachladen. Vermutlich hatte er vor, die Geschütze zum Tor bringen zu lassen, um den Kampf mit den Kentauren zu entscheiden.

Eine dichte, schwarze Rauchwolke stieg aus einer der Fallgruben unter einem zerfetzten Zelt empor. Gelbgrüne Flammen griffen turmhoch in den blauen Himmel. Einen Moment lang glaubte Tiranu, Schreie zu hören. Der Orden vom Aschenbaum gab kein Pardon.

Tiranu schob das Fernrohr zusammen. Er hatte genug gesehen. Die Schattenmänner konnten das Schlachtenglück noch wenden. Hatte der Anführer dort unten im Lager seine letzten Karten ausgespielt? Oder hielt er noch weitere Truppenreserven in den Zelten zurück?

Wenn die sichere Niederlage doch noch zu einem Sieg wurde, dann würde es Folgen haben, dass er seine Schnitter zurückgehalten hatte. Aus besonnener Führung würde dann Feigheit vor dem Feind. Er hatte keine Wahl mehr. Er zog seinen Reitersäbel und hob ihn hoch über den Kopf. »Folgt mir!«

Langsam setzte sich die lange Reihe der schwarz gerüsteten Elfenreiter in Bewegung und trabte aus dem Schatten der Bäume ins Tal hinab. Tiranu fluchte innerlich. Hoffentlich hatte der Heerführer vom Aschenbaum den Angriff der Schattenmänner nicht auch in seinen Plänen berücksichtigt.

Stolz blickte der Elfenfürst die Reihe seiner Männer entlang. Sie waren die besten Krieger Albenmarks, ganz gleich, was man über Ollowains Elfenritter sagte. Und er hasste es, sie in eine so unnötige Schlacht zu führen. Jede Lücke, die die Menschenkinder in diese Reiterreihe schlugen, würde nicht mehr geschlossen werden können. Krieger wie seine Reiter brauchten ein Jahrhundert, um zu reifen. Und ein Jahrhundert würden die Kämpfe in der Welt der Menschen nicht mehr andauern.

Wo er jetzt wohl war? Ob er an sie dachte? Er hatte versprochen, bei ihr zu sein und sie zu beschützen. Ihr wurde plötzlich die Kehle eng. Kinderschwüre! Wie dumm sie gewesen waren. Das Leben war kein Märchen.

Sie blickte zu Erek auf. Mit unnatürlich verdrehtem Arm hing er auf dem Pfahl: ihr Mann, dem sie sich immer verweigert hatte. Er war ihr seit dem Tag, an dem sie miteinander vermählt worden waren, immer treu gewesen. Er hatte sich aufrichtig um sie bemüht. Und sie hatte es ihm mit beißendem Spott und Missachtung gelohnt. Und nun war er hier in ihrer schlimmsten Stunde. Er war es, der sie mit seinem Leben geschützt hatte, nicht ihr ferner Ritter Luc.

Gishild straffte sich.

Der Pikenier sah die Tränen in ihren Augen und missdeutete sie. »Tut es dir leid? Tränen helfen jetzt nicht mehr.« Er blies auf den Glutkopf der dicken Zündschnur, die er aus einer Messinghülse geschoben hatte.

Gishild reckte ihr Kinn vor. »Ich habe keine Angst vor dir. Und ich werde dir nicht die Genugtuung bereiten, um mein Leben zu betteln oder zu schreien.«

Der Pikenier sah sie kalt an. Dann deutete er auf seinen toten Kameraden, der in der Grube lag. »Das war der Sohn meines Bruders. Ich hatte versprochen, auf ihn achtzugeben. Ich weiß nicht, wie ich meinem Bruder erklären soll, dass er tot ist. Dass ich versagt habe ... Aber ich werde ihm berichten können, dass die Heidenhure, die seinen einzigen Sohn getötet hat, einen jämmerlichen Tod gestorben ist. Ganz gleich, was du denkst, ich verspreche dir, du wirst schreien und um Gnade winseln, wenn die Flammen dich lieblosen.«

Gishild sah in den weiten blauen Himmel hinauf. Sie würde gar nichts mehr sagen. Ihren Henker keines Blickes mehr würdigen. Sie würde in Gedanken fliehen. In bessere Zeiten. Die unbeschwerten Tage ihrer Kindheit, als sie mit

Silwyna durch die Wälder gestreift war oder der schönen Yulivee gelauscht hatte, wenn sie von den Abenteuern erzählte, die sie einst mit einem Dschinn erlebt hatte und mit Mandred, dem legendären Ahnherrn der Königsfamilie des Fjordlands.

Mandred war sicher schon lange tot. Auch Yulivee hatte zugeben müssen, dass Jahrhunderte vergangen waren, seit sie ihm das letzte Mal begegnet war. Aber in den Herzen der Fjordländer lebte er weiter. Für sie war er ihr erster König, obwohl es in Wahrheit erst sein Sohn Alfadas gewesen war, der ihrer Familie die Königskrone erobert hatte. Es hieß, Mandred würde zurückkehren, wenn das Fjordland ihn am dringendsten brauche. Gishild lächelte traurig. Noch ein Märchen, so wie Lucs Schwüre, immer an ihrer Seite zu sein.

Wenn sie in dieser Grube verbrannte, dann würde von ihrer Leiche nicht genug bleiben, um sie wiederzuerkennen. Sie wäre dann einfach verschollen, so wie Mandred. In den Sagen ihres Volkes würde sie unbesiegt bleiben. Die letzte Königin, Freundin der Elfen. Entführt vielleicht von ihren geheimnisvollen Verbündeten. Entrückt in die Welt des ewigen Frühlings. Wartend auf den Tag, an dem ihre Stunde käme und sich ihr Schicksal im Fjordland erfüllen sollte.

»Brenne!« Der Pikenier schleuderte die Lunte in die Grube. Und gegen ihren Willen sah Gishild hin. Der dicke Stumpf fiel dicht neben einen der Pfähle. Die miteinander verdrillten Fäden wurden dunkel, als sie Blut und Öl in sich aufzogen. Eine kleine Flamme leckte über den lehmigen Boden. Schwerfällig, unsicher. Das Öl war von schlechter Qualität. Nicht leicht zu entzünden.

Zögerlich kroch die Flamme vorwärts. Weitete sich aus.

Der Pikenier stieß einen eigenartigen Grunzlaut aus. Gishild blickte zu ihm auf. Eine blutige Pfeilspitze ragte ihm aus der Brust. Ungläubig starrend tastete er danach. Dann

wurde er nach vorn gestoßen und stürzte auf die Pfähle in der Fallgrube.

»Hier unten!«, schrie Gishild mit heiserer Stimme. »Hier!«

Die Flamme wand sich wie eine Schlange auf dem Öl in der Grube. Sie gewann an Kraft. Schwarzer Rauch stieg dem Himmel entgegen.

Ein Mann mit einem Barett lugte über den Rand der Grube. Seine Augen weiteten sich. »Alexjei! Wir haben die Königin!«

Gishild packte die Pike, die ihren Stiefel auf dem Grund der Grube festnagelte. Kurz blickte sie nach oben. Der Pikenier, den ihr Henker Pietro genannt hatte, war verschwunden.

Mit einem Ruck löste sich das Stichblatt der Waffe aus dem Boden. »Holt Erek von dem Pfahl!«, befahl sie und trat nach den Flammen, die sich immer weiter in der Grube ausbreiteten.

»Du musst dort sofort heraus, Herrin«, sagte der Drusnier.

»Holt meinen Mann von dem Pfahl!«, entgegnete sie mit fester Stimme. »Nur seinetwegen lebe ich noch. Ich werde ihn jetzt nicht im Stich lassen.«

Pikenieren dort in den Rücken zu fallen. Aber der Kommandant der Einheit hatte bereits Befehl gegeben, sich einzuzugeln und nach allen Seiten hin zu verteidigen.

Louis rannte geduckt zum Platz vor den Wagen. Es stank nach Kot und Blut. Tausende bunt schillernde Fliegen hatten sich bereits auf den Kadavern niedergelassen.

Mit seiner geschwärzten Rüstung sah er aus wie einer der Schwarzreiter, die ins Lager gekommen waren. Er legte sich neben einen bärtigen Krieger, grub die Hände in den blutigen Schlamm und verrieb den Schmutz in seinem Gesicht. Dann nahm er einen Haufen Pferdegedärm und zog ihn wie eine Decke über sich. Der Gestank war atemberaubend.

Er hatte eine ganze Wolke von Fliegen aufgescheucht, die sich nun langsam wieder niederließ. Die Tiere krabbelten auf seinem Gesicht. Ihre kleinen Beine kitzelten ihn. Er durfte sich nichts anmerken lassen! Bald würden die ersten Schattenmänner auf der Suche nach Plündergut zwischen den Toten umherstreifen.

Louis atmete durch den Mund. So war der Gestank leichter zu ertragen. Er blinzelte zu der schwarzen Rauchsäule, die sich in den Himmel erhob. Fliegen krochen ihm in die Augenwinkel.

Der Capitano hörte Stimmen ganz in der Nähe. Drusnier! Er vernahm, dass die Kämpfe an der Lücke im Wall noch andauerten, aber schon waren die ersten Plünderer unterwegs. Er musste die Luft anhalten. Sie würden nicht zögern, ihm die Kehle durchzuschneiden, wenn sie bemerkten, dass er noch lebte. Gesindel waren sie, die Schattenmänner. Landstreicher und Tagediebe. Räuber! Dort, wo die Kirche herrschte, gab es so etwas nicht. Fast hätte Louis geschmunzelt, als ihm der Gedanke kam, dass man die Seele eines Volkes an dessen Helden erkannte.

Er dachte an die Rauchsäule. Nicht mehr lange! Sie war das Signal an die Reserven, dass der Angriff auf Eisenwacht begonnen hatte. Tausend Reiter würden sich jetzt in

Bewegung setzen. Eigentlich hätten sie kommen sollen, um nach einer siegreichen Schlacht versprengte feindliche Flüchtende zu jagen. Jetzt würden sie den Sieg zurückholen.

Nicht mehr lange!

Doch ganz gleich, wie sich Gishild verhielt, der heutige Tag hatte der Neuen Ritterschaft gleich zwei Siege beschert. Die Ritter vom Aschenbaum hatten es nicht geschafft, Gishild zu fangen, und die Heiden hatten Verluste erlitten, von denen sie sich nicht mehr erholen würden. Der Krieg um Drusna war entschieden. Die nächsten Schlachten würden im Fjordland geschlagen werden. Und dieser Tag war für den Orden vom Aschenbaum so unrühmlich verlaufen, dass die Neue Ritterschaft hoffen durfte, schon bald ihren Rivalen den Oberbefehl im Heidenkrieg wieder abzunehmen.

Corinne wendete ihr Pferd. Es war ein weiter Weg bis zum Rabenturm.

